Hamburg · C 4346 D · 4. Vj. 1962 · Nr. 21 · 70 Pf

Kristall

DIE AUSSERGEWÖHNLICHE ILLUSTRIERTE

Großer Farbbericht

ROM

SANKT PETER



Claudia Cardinale
auf der Spur des Leoparden

Chefredakteur
Dr. Horst Mahnke

Chef vom Dienst
Bernhard Elbertzhagen

Textredaktion
Horst Bausch, Günter Böddeker, Günther Falk, Ingeborg Hammer, Anneliese Heine, Gerd Klepzig, Karl-Richard Könnecke, Dr. Ursula Menck, Dr. Gerda Tackmann, Horst Treuke, Richard Zimmermann

Bildredaktion
Lieselotte Bandelow, Wolfgang Dorn, Uwe Fritzsche, Alberto Moretto, Jürgen Wulf

Reportagen
Text: Rolf Winter; Bild: Agathe Bunz, Thomas Höpker, Alfred R. Meyer

Redaktionsbüros
Berlin: Klaus Lehnartz, Berlin W 15, Uhlandstraße 47, Tel. 90 19 93; Bonn: Hilde Purwin, Bundespressehaus IV/27, Tel. 2 44 03; Paris: Lothar Ruehl, 100, Rue Réaumur, Paris 2e, Tel. Louvre-Paris 50 28; London: William Sternfeld, Cleve House, Flat 2, Cleve Road, London N. W. 6, Tel. Maidavail 76 58; Rom: Joachim Schilling, Via Mecenate 18, Tel. 73 25 09; Stockholm-Lidingö: E. Michael Salzer, Karpvägen, Tel. 65 84 10; Zürich: Dr. Georg Gerster, Blümlisalpstr. 11, Tel. 051 / 26 80 55

Anzeigenleiter
Gudrun Vierow

Verlagsleiter
Ernst Naumann

Verantwortliche Redakteure
Briefe, Personalien: Günther Falk; Porträt, Tiere, KRISTALL-Kalender: Karl-Richard Könnecke; Forum, Konzil: Horst Bausch; Film, Imprimatur: Anneliese Heine; Bundeswehr, Medizin, Forschung, Kriegsgeschichte: Horst Treuke; Männertypen: Dr. Gerda Tackmann; Farbbericht: Dr. Ursula Menck; Kurzgeschichte, Zeitgeschichte: Richard Zimmermann; Dokumentation: Ingeborg Hammer; Bilder: Lieselotte Bandelow; verantwortlich für Anzeigen: Gudrun Vierow; sämtlich Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6, Telefon 34 91 91. Fernschreiber für Redaktion: 02-11 898. Telegramme: Redaktkristall. Fernschreiber für Anzeigenabteilung: 02-12 621. Für unverlangt eingesandte Beiträge keine Haftung. In Österreich für Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I, Freyung 6

Verlag: Hammerich & Lesser Verlag, 2 Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6, Telefon 34 91 91. Anzeigenpreisliste Nr. 16a

Druck: Druckhaus Tempelhof, 1 Berlin

KRISTALL erscheint 14täglich montags und kostet im Einzelhandel 70 Pfennig, bei Lieferung ins Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr; Postbezug vierteljährlich DM 4,52 zuzüglich 18 Pfennig Zustellgebühr. In Lesezirkeln darf KRISTALL nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages geführt werden

Auslandspreise: Belgien bfr. 9,—; Dänemark dkr. 1,75; England sh 1/6; Finnland fmk 90,—; Frankreich N.F. 1,—; Holland hfl. —,80; Italien Lire 150,—; Kanada $ —,30; Luxemburg lfr. 9,—; Norwegen nkr. 1,60; Österreich S 4,50; Portugal Esc. 7,50; Schweden skr. 1,10; Schweiz sfr. —,80; Südamerika $ —,30; USA $ —,30





Zu unserem Titelbild:
Mit einem Kostenaufwand von 24 Millionen Mark verfilmte der italienische Star-Regisseur Luchino Visconti in Palermo auf Sizilien ein Meisterwerk der modernen Literatur: den inzwischen in 14 Sprachen übersetzten Bestseller ›Der Leopard‹ des Fürsten Lampedusa. Eine der Hauptrollen wurde der jungen italienischen Schauspielerin Claudia Cardinale übertragen (S. 10). Foto: Chiara Samugheo

Kristall

In dieser Ausgabe: **Nr. 21/62**

Briefe an Kristall



Wappen der Weimarer Republik

Dr. Binder, Vater der Indianer

Es drängt mich, Ihnen für die hervorragende Reportage über das Dr.-Binder-Hospital im Dschungel von Peru (Heft 18) herzlich zu danken und meine volle Anerkennung dafür auszusprechen, gleichwie für den einführenden Artikel auf Seite 6. Ich bin überzeugt, daß diese Reportagen aufrüttelnd wirken werden.

Paul DÄMMIG, Oberamtmann a. D., Wiesbaden

Es ist erfreulich, daß Ihre Titelseiten weniger die seelenlosen, nichtssagenden Larven sogenannter Sternchen ›schmücken‹, sondern daß auch Persönlichkeiten abgebildet sind, deren selbstlose Arbeit und Opferbereitschaft zum Wohle armer und kranker Menschen gereicht, wie beispielsweise die des großartigen ›Vaters der Indianer‹, Dr. Theodor Binder.



KRISTALL-Titel 18/1962

Dr. W. FUCHS, Innsbruck (Österreich)

Bravo und aufrichtigen Dank dafür, daß Sie sich Dr. Binders annehmen.

Franziska HERMANN, Freising (Oberbayern)

Mit besonderer Freude verfolge ich Ihren Bericht über die Tätigkeit von Dr. Binder in Peru. Ich möchte Sie auf eine Volksschule in Frankfurt am Main (Ludwig-Richter-Schule) aufmerksam machen, die seit vielen Monaten eine Hilfsorganisation für Dr. Binder durchführt.

Hansjürgen BECKER, Oberregierungsschulrat, Wiesbaden

Solche Helfer der Menschheit sollten als Vorbilder für die Jugend und für alle verantwortungsbewußten Zeitgenossen immer wieder gezeigt werden. Ein Feldzug der Menschlichkeit wäre notwendig, um die Indianer wie alle notleidenden Völker mit Schulen und Krankenhäusern zu versehen, damit sie das Werk solcher Menschenfreunde für die Zukunft ihrer eigenen Völker fortsetzen können.

Karl Friedrich MECKEL, Frankfurt (Main)

Im Januar dieses Jahres besuchte ich Dr. Binder in seinem Amazonas-Hospital und verbrachte anschließend eine Woche bei den Shipibo-Indianern in Paococha, kenne deshalb Personen und Schauplatz Ihres Artikels aus eigener Anschauung. Es wundert mich nicht, daß Ihre Reporter Rolf Winter und Thomas Höpker, wie Ihr Chefredakteur Dr. Mahnke in seinem Brief an die KRISTALL-Leser schreibt, ›um soviel gereifter erschienen‹, als sie aus Peru zurückkamen. Die Begegnung mit Dr. Binder und seinem Werk ist ein erschütterndes Erlebnis, auf das nur zwei Reaktionen möglich sind: Entweder macht man es sich leicht, indem man Dr. Binder und seine Mitarbeiter als verrückte Außenseiter betrachtet – dann kann man getrost fortfahren, auf Kosten der Mitmenschen Geld zu scheffeln – oder man bleibt im Banne der Idee des Urwalddoktors und wird versuchen müssen, ihm zu helfen.

Robert KARL, Regensburg

Die Goldenen Zwanziger Jahre

Als besonders lobenswert möchte ich die großen Berichte Ihrer Zeitschrift über ›Die Goldenen Zwanziger Jahre‹ herausstellen.

Ariane APPEL, Schülerin, Köln-Junkersdorf

Hier auf dem amerikanischen Kontinent haben wir ein TV-Programm ›The roaring 20's‹. Auch Sie könnten Ihre Artikel ›Die Goldenen Zwanziger Jahre‹ wohl sehr gut ›Die brüllenden 20er‹ nennen. Denn man könnte manchmal wirklich brüllen ob der damaligen Dummheiten.

Jessica J. JACKSON, Toronto (Kanada)

Der ausfallende Funkspruch des britischen Admirals Beatty über die ›anzuspeienden Deutschen‹, der von einem Leser in Heft 19 mitgeteilt wurde, war Ausdruck einer schlimmen Mentalität in einer schlimmen Zeit. Man sollte aber auch nicht vergessen, daß die Engländer 17 Jahre nach der Internierung der deutschen Flotte die Schiffsglocke des bei Scapa Flow gesunkenen Panzerschiffes ›Hindenburg‹, das die Engländer gehoben hatten, von einer britischen Flottenabordnung in ehrenhafter Weise der deutschen Kriegsmarine überreichen ließen.

Ferdinand BREUER, Kiel

Im Sommer 1963 will eine englische Bergungsgesellschaft die Wracks der vier letzten noch bei Scapa Flow auf dem Meeresgrund liegenden deutschen Kriegsschiffe heben. Es sind die ›Kronprinz Wilhelm‹, ›König‹, ›Markgraf‹ und ›Karlsruhe‹. Die anderen Schiffe wurden bereits zwischen den beiden Weltkriegen gehoben.

Theo WINKLER, Frankfurt (Main)

Unser Gold und Silber haben wir im ersten Weltkrieg auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, und das Papiergeld ging durch die Inflation verloren. Mühe und Arbeit von Generationen waren umsonst gewesen. Wenn es mal goldene Jahre gegeben hat, dann waren es bestimmt die vor dem ersten Weltkrieg. Auch der kleine Mann hatte damals Goldmark in der Tasche. Über diese gute Zeit müßte mehr geschrieben werden für die Jüngeren, die sie nicht kennen.

Albert ALLISSAT, Damme (Oldenburg)

Es leuchtet mir nicht ein, warum auch Sie nochmals die Skandalbilder von Ebert und Noske, mit denen die Reaktion die beiden Staatsmänner herabzusetzen versuchte, veröffentlichen. Sie würden doch sicherlich kein Bild veröffentlichen, das Dr. Adenauer oder Professor Erhard im Bade- oder Schlafanzug zeigt.

Walter WETZKE, Iserlohn

Einen so hervorragenden Gelehrten, Forscher und Sexualpädagogen wie Dr. Magnus Hirschfeld als ›umstritten‹ abzutun, ist nicht nur eine bodenlose Infamie, sondern auch geradezu ein posthumer Rufmord.

Ernst DOERING, Karlsruhe

Ihre kriegsgeschichtlichen und zeitgeschichtlichen Artikel interessieren mich sehr.

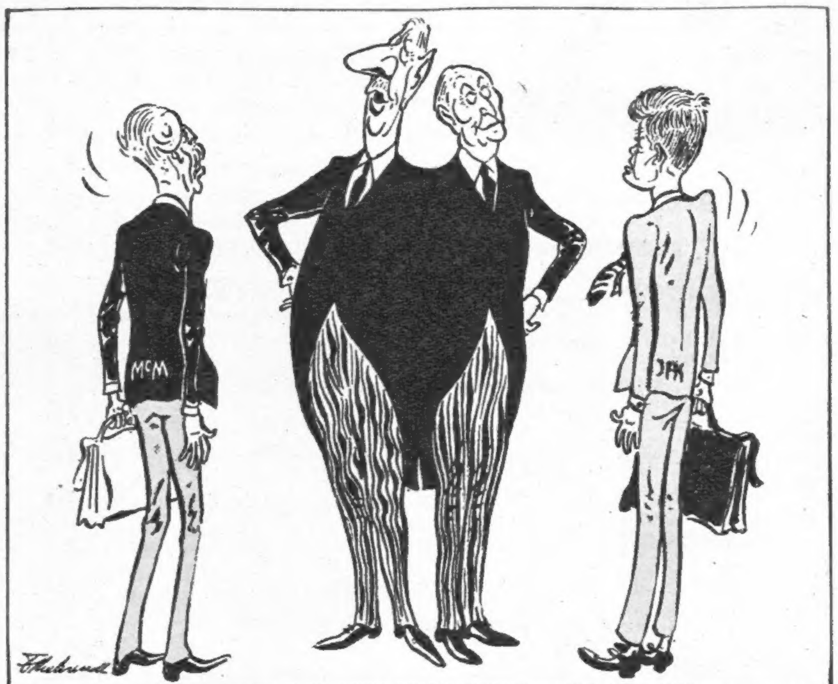
Dr. jur. Ernst HILD, Landrat a. D., Dillenburg



Adler des Kaiserreichs

Zur Ergänzung Ihres Berichts möchte ich erwähnen, daß das Wappen der Weimarer Republik von Emil Döpler, Professor an der Berliner Kunsthochschule, entworfen wurde, der den Adler des alten Kaiserreichs, wenn auch sehr ›gerupft‹, übernahm.

Fritz BRAUN, Düsseldorf



»Wer hat denn je von siamesischen Vierlingen gehört?«

Europa

Ihr Aufsatz ›Was wird aus Europa?‹ in Heft 20 weist eindringlich auf die Zurückhaltung hin, die Adenauer und de Gaulle gegenüber einer vollen Einbeziehung der Angelsachsen in ihre europäischen Einigungspläne üben. Wie aufmerksam dies in den ›kleinen‹ EWG-Ländern beobachtet wird, illustriert deutlich die beigefügte Karikatur aus dem angesehenen Amsterdamer ›Allgemeen Handelsblad‹.

Johannes SIMONS, Aachen

Seit langem hab' ich in unserer heutigen bundesrepublikanischen Presse keinen derartig guten und so restlos sachlichen Artikel gelesen wie ›England entdeckt Europa‹. Das ist wahrer Journalismus.

Erich KOTZAM, Hannover

Das unbewältigte Automobil

Der in Nr. 17 veröffentlichte Aufsatz von Dr. Schrader ist in vieler Hinsicht aufschlußreich. Besonders beachtlich erscheint mir die Tabelle mit der Zahl der Verkehrstoten auf je 10 000 zugelassene Kraftfahrzeuge (1959): Bundesrepublik 19, Schweiz 16, Italien 14, Frankreich 9, England 8, Schweden 6, USA 5. Im Hinblick darauf halte ich die Kritik an Geschwindigkeitsbeschränkungen und -kontrollen für verfehlt, denn gerade in den USA bestehen sogar für Autobahnen Beschränkungen, über die man sich in der Bundesrepublik gewaltig entrüsten würde. Der Verfasser stellt selber fest, das »Gehirn (sei) das beim Autofahren am meisten strapazierte Organ« und es sei »am wenigsten auf die Geschwindigkeiten eingerichtet, die von ihm verlangt werden«. Um so erstaunlicher finde ich den Versuch, Geschwindigkeitsgrenzen als irrläufig hinzustellen.

Alfred DILLER, Hamburg-Fuhlsbüttel

Die 14 000 Verkehrstoten in der Bundesrepublik sind eine bittere Anklage gegen den deutschen Autofahrer, vor allem, wenn man die entsprechenden Zahlen mit England und Amerika vergleicht. Wenn man aber die Zahl der Neuzulassungen im Laufe dieser Jahre in Betracht zieht, so ergibt sich doch sicher ein nicht unbeträchtlicher prozentualer Rückgang der tödlichen Unfälle . . . Das Schimpfen, das der Beifahrer hört, dürfte oft gar nicht so schlimm gemeint sein. Der Beschimpfte kann es nicht hören, und für den Fahrer ist es ein Ventil, da er sich jeglicher Möglichkeit beraubt sieht, einen ruppigen Fahrer auf die Ungezogenheit und auf das Lebensgefährliche seines Tuns hinzuweisen.

Walter von BRÜNING, z. Z. Rendsburg

KRISTALL bei . . .

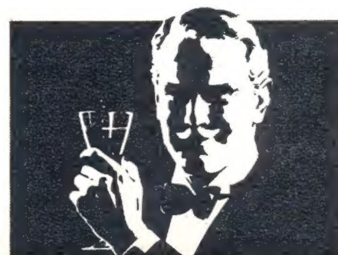
Es ist dankenswert, daß Sie den weltberühmten Dirigenten Professor Dr. Karl Böhm nach seinen hervorragenden künstlerischen Leistungen würdi-

Guter alter neuer Brauch …

Was bleibt im Leben, ist vor allem die Erinnerung an glückliche, stimmungsvolle Stunden zu zweit – das hat auch unsere Zeit wieder entdeckt. Anders ist es wohl kaum zu erklären, daß sich jetzt überall ein lange vertrauter Brauch mit neuem Leben zu erfüllen beginnt: Das romantische Souper, das liebevoll zusammengestellte Abendessen bei Kerzenlicht, mit einer Flasche HENKELL TROCKEN. Durch seine vollkommene Reife und seine rassige Eleganz ist HENKELL TROCKEN der bekömmliche Sekt für Anspruchsvolle, die „etwas mehr" davon verstehen – und daher auch die bevorzugte Marke, wenn hin und wieder einmal aus einem alltäglichen Anlaß ein kleines, intimes Fest werden soll.



Auch im Geschenkversand durch TELEPRESENT



Briefe an Kristall


Karl Böhm

gen. Ich vermisse jedoch den nachdrücklichen Hinweis, daß Dr. Karl Böhm zu den wenigen großen Dirigenten zählt, die, ohne jede Pose, aus ihrer eigenen hervorragenden Persönlichkeit schöpfend, mit edlem Geiste, frei von Einflüssen unseres technischen Zeitalters, den großen Werken unserer Meister dienen . . . Es entspricht dem Niveau Ihrer Zeitschrift, solche hervorragenden Künstlerpersönlichkeiten herauszustellen.

Fritz FUCHS, Diplomkaufmann, Mürzzuschlag (Österreich)

Das Thema Martin Niemöller wurde von Ihnen in Heft 15 auf selten feinfühlige, menschliche und vornehme Weise angepackt.

Dr. BALKE, Mülheim (Ruhr)

Wieweit kann man Politik machen, wenn man in der Nachfolge Christi leben will? Gar nicht. »Mein Reich ist nicht von dieser Welt«, sagt Christus und hat damit seinen Nachfolgern den Weg aufgezeigt. Niemöller ist das beste Beispiel dafür, wie ein Priester nicht sein soll. Klaus KOEHN, Koblenz

Es hat mich gefreut, daß Sie das aktuelle Thema Niemöller so objektiv aufgegriffen haben. Vielleicht gehört er zu den wirklich ganz Großen in der Geschichte der Kirche . . . Niemöller macht aus seinem Wandel der Erkenntnis keinen Hehl. Das ist vielleicht das Wunderbarste an ihm und beispielhaft in dieser Zeit, in der niemand einen Fehler begangen haben möchte, nicht einmal den kleinsten, und in der jeder vollkommen erscheinen will.

Elfried W. BRONGER, Nordhorn

Wenn Leser tadeln, der Zigarrenraucher Kirchenpräsident Niemöller habe sich wohl nie gefragt, ob Jesus je eine Zigarre geraucht habe, so möchte ich dazu sagen: Unser Herr Jesus Christus hat bestimmt keine Zigarren geraucht, aber er hat ebensowenig KRISTALL gelesen. Doch Jesus trank Wein auf der Hochzeit zu Kana und war fröhlich mit den Fröhlichen. Kirchenpräsident Niemöller hat seinem Christenglauben ungeheure Opfer gebracht. Man kann eine solche Persönlichkeit nicht mit dem Maßstab einer Zigarre messen.

Margarete HANES, London N 12

Unternehmen Barbarossa

Mit dieser Serie haben Sie ein Meisterwerk der Nachkriegspublizistik geschaffen. U. HIMPE, Münster (Westfalen)

Als ehemaliger Wehrmachtangehöriger lese ich Ihren Tatsachenbericht mit großem Interesse. Wie Sie sehen, wird KRISTALL auch an der Westküste des amerikanischen Kontinents gelesen.

August BÜCHNER, Port Alberni (Kanada)

Diese Artikelserie informiert den Leser in objektiver Weise über ein Stück Geschichte. Mit ›Verherrlichung des Militarismus‹ oder ›Stolz‹, wie das in einem Leserbrief zum Ausdruck gebracht wurde, hat das nichts zu tun. Vielleicht ist es ein Beitrag dazu, daß wir in Zukunft vor ähnlichen fürchterlichen Ereignissen bewahrt bleiben.

Wolfgang HAFEMANN, Oberursel (Taunus)

Bevor General Gilsa mit den Einheiten der 216. I. D. in die Kämpfe um Suchinitschi eingriff, waren schon andere kleinere Einheiten dort, die erst die Voraussetzungen für den Einsatz der 216. schufen. Ich war beim XIII/11 Marschbataillon. Mit 400 Mann waren wir auf dem Wege zur 137. Bergmann-Division, als wir plötzlich ohne ausreichende Bewaffnung in Suchinitschi eingesetzt wurden. Wir besetzten den Bahnhof Ost und hielten ihn bis zum Schluß. Daß Suchinitschi eine so wichtige militärische Rolle im Mittelabschnitt gespielt hat und für das Halten der gesamten Ostfront von Bedeutung war, habe ich erst durch Ihren Bericht erfahren. Curt STABERHOFER, Tübingen

Ich habe die schweren Kämpfe in Semtizy, die Ihr Bericht erwähnt, unter Führung des Hauptmanns Klossek, III. I. R. 422, 126. Inf.-Div., mitgemacht.



Grab des Hauptmanns Klossek

Ich übersende Ihnen eine Aufnahme von seinem Grab.

Alfred BAUMGART, Essen-Altenessen

Frappierend ist, daß Sie sehr genau selbst über kleinste Kampfhandlungen zu berichten wissen.

A. HERPER, Oberg (Peine)

Leute

Liebe KRISTALL, ich soll Dich von Sven Lundberg grüßen, von dem Du in ›Leute von morgen‹ geschrieben hast. Ein KRISTALL-Heft mit seinem Bild habe ich ihm geschenkt, als ich ihn in Stockholm traf. Ich bin der deutsche unter den 21 zwölfjährigen Jungen aus vielen Ländern, die mit Sven über ganz Schweden geflogen sind, so wie Nils Holgersson in dem Buch von Selma Lagerlöf. Nur flogen wir natürlich mit dem Flugzeug und nicht, wie Nils, mit den Wildgänsen. Wir kamen bis nach Lappland und waren auch in Värmland, wo Selma Lagerlöf gelebt hat. Es war wunderschön. Zum Schluß wurden wir dem schwedischen König vorgestellt. Er gab jedem von uns die Hand. Dann sahen wir den sehr schönen Film über Nils


Werner — Sven

Holgerssons wunderbare Reise mit den Wildgänsen, in dem Sven Lundberg die Hauptrolle spielt.

Werner MARQUARDT, Schüler, Hamburg-Finkenwerder

Es muß verwundern, daß eine Illustrierte Ihres wissenschaftlichen Ranges — in dieser Beziehung ist sie wohl



Israels David Ben-Gurion

die erste in der Bundesrepublik — einen Ausspruch von Professor Hallstein als dessen eigene Erfindung zitiert, der doch keinesfalls von diesem stammt. Der Ausspruch ›Wer nicht an Wunder glaubt, der ist kein Realist‹ ist israelischen Ursprungs und bezieht sich auf die bewundernswerte Entwicklung des Staates Israel, die wohl noch wunderbarer ist als die der Bundesrepublik. Erst kürzlich wurde dieser Ausspruch von Ministerpräsident David Ben-Gurion im Radio wiederholt, da er in Israel gleichsam ein Sprichwort geworden ist.

Dr. phil. Clara ENGLANDER, Würzburg

Zu dem Zitat von Pablo Picasso in Heft 17 möchte ich bemerken: Hätte Herr Picasso zur Zeit des Leonardo da Vinci oder von Peter Paul Rubens gelebt, dann hätte man ihn und seinesgleichen ausgelacht und diesen ›Künstlern‹ Besen und Schaufel in die ›schaffenden‹ Hände gedrückt. Picasso hat Glück, daß seine ›Schaffensperiode‹ in die Zeit eines allgemeinen geistigen Niederganges fällt, und es spricht für seine Schläue, daß er die Dummheit seiner Zeitgenossen richtig ausnützt.

H. E. GÜTTER, Koblenz

Kaffee ist besser als sein Ruf

Die Stellungnahme des Herrn Kollegen Kligge in Heft 19 habe ich mit Interesse gelesen. Da ich selbst magenkrank bin, habe ich durch Versuche festgestellt, daß ein gefilterter Kaffee für mich besser zu vertragen ist als ein ungefilterter. Viele Tabletten oder andere Formen von Medikamenten enthalten Koffein, die aber nach meinen Erfahrungen nie die Erscheinungen hervorrufen, die von Patienten genannt werden, wenn sie über Unverträglichkeit des Kaffees klagen. Eine interessante Arbeit aus dem Physiologisch-Chemischen Institut der Universität Mainz hat an Tierversuchen ebenfalls bewiesen, daß ein Unterschied zwischen der Verträglichkeit des gefilterten und des ungefilterten Kaffees besteht. Somit glaube ich nicht, daß das Koffein in jedem Fall die Unverträglichkeit hervorruft, sondern daß dafür eher die aus dem Kaffeefett entstehenden Oxydationsprodukte verantwortlich sind, die eben durch einen Filter zurückgehalten werden.

Dr. med. Fritz RÖHRKOHL, Arzt, Hamm (Westfalen)

Monumente des Abendlandes

Seit KRISTALL durch die herrlichen ›Monumente des Abendlandes‹ bereichert wurde, deren Kunst- und Bauwerke mir bisher leider nur vom Hörensagen bekannt waren, träume ich von Rom und Athen.

Adelheid MENTZ, Soest (Westfalen)

... denn Vater und Mutter streiken nicht

Sozialpolitik auf dem Rücken der Familie?

Das Wort hat



Dr. F.-J. Wuermeling

Bundesminister für Familien- und Jugendfragen

Die Tarifpartner haben sich mit der Bundesregierung, den politischen Parteien und den Wirtschaftsvertretungen darüber verständigt, Löhne und Preise eine Zeitlang nicht zu erhöhen und statt dessen ein wirksames Familienausgleichssystem aufzubauen« — eine solche Nachricht in den Zeitungen unserer Tage würde Millionen Väter und Mütter erleichtert aufatmen lassen.

Tatsächlich ist die Meldung nicht frei erfunden. Sie ist leider nur schon einige Jahre alt und stammt aus Österreich. Dort hatte man sich in einer unseren heutigen Kaufkraftsorgen durchaus vergleichbaren Lage zu dieser staatspolitischen Gemeinschaftsaktion entschlossen und sie zielstrebig durchgesetzt, indem man ein inzwischen bestens bewährtes Kindergeldsystem aufbaute.

Was geschieht statt dessen in der Bundesrepublik? Bei uns nutzen die Funktionäre mächtiger Interessengruppen die Tatsache, daß das Kindergeld zu einem Zeitpunkt äußerster Anspannung auf den Bundeshaushalt übernommen werden muß, egoistisch aus, indem sie ihre eigenen Forderungen an Staat und Wirtschaft so hoch schrauben, daß für mehr Kindergeld kein Spielraum mehr bleibt. Und dann ist für die — natürlich berechtigten! — Belange der Familie mit Kindern im volkswirtschaftlichen Budget eben ›nichts mehr drin‹.

Zwar ist es buchstäblich in letzter Minute — entgegen den ursprünglich mit den Gruppenexponenten im Bundestag abgesprochenen Plänen — noch gelungen, über unser Bundeskabinett einen Ausbau des Kindergeldes in das sogenannte ›Sozialpaket‹ hineinzubekommen. Aber der Kampf um die notwendigen Leistungsverbesserungen beim Kindergeld ist damit noch nicht ausgestanden. Schon rüsten sich die routinierten Vertreter der Gruppeninteressen darauf, Einfluß auch auf den Anteil der Familienhilfen im ›Sozialpaket‹ zu nehmen, der ihre Gruppenforderungen nicht schmälern darf.

Auch bei den Kinderzuschlägen im öffentlichen Dienst (Bund, Länder, Gemeinden, Bahn, Post) ist die Lage für die Familie mit Kindern nach wie vor denkbar kritisch. Auch hier streben die Gruppenvertreter vorrangig eine Erhöhung der Grundbezüge an, so daß die doch noch dringlichere Anhebung der familienbezogenen Einkommensteile, insbesondere der Kinderzuschläge, auf der Strecke bleibt. Ihrem Prestige dient es ja auch ungleich besser, wenn sie eine sechsprozentige Erhöhung der Grundbezüge herausposaunen können, statt ›nur‹ fünf Prozent der Gesamtbezüge einschließlich der Familienzulagen.

Schon haben sich die Länder solchem Diktat gebeugt. Nun will man auch dem Bund dieses familienfeindliche Handeln aufzwingen. Bundesregierung und Bundestag werden aber beweisen, daß sie unabhängig genug sind, um sich nicht auch durch familienfeindliche Vorentscheidungen von Gruppenfunktionären binden zu lassen.

Wer hier die gerechte Sache der Familien vertritt, bekommt neuerdings zu hören, ›auch‹ die Familie und die Familienpolitik sollten sich gefälligst zum Maßhalten bequemen. Der mehr oder weniger getarnte Zweck dieses Manövers ist: Die Familie mit Kindern soll auch in Zukunft als stummes, geduldiges Opfer der Maßlosigkeit von Interessenfunktionären herhalten. Man wagt, ihr das zuzumuten, da Väter und Mütter mit Sicherheit keinen ›Marsch auf Bonn‹ unternehmen.

Bislang ist diese Rechnung aufgegangen, und zwar so glatt, daß die Familie beim Familienausgleich noch überhaupt gar kein ›Maß nehmen‹ konnte, das zu ›halten‹ wäre, da sie immer wieder überrollt wurde. Internationale Vergleiche bestätigen das in erschreckendem Ausmaß. »Immer lauter und dringlicher wird mit Recht die Forderung der Väter und Mütter, in der Gesellschaftspolitik nicht immer wieder der vernachlässigte oder gar vergessene Faktor zu sein«, schrieb der Präsident der Evangelischen Aktionsgemeinschaft für Familienfragen kürzlich und fügte hinzu, daß »ein verschärfter Kampf um die Sicherung der Familie« einsetzen müsse. Ich stimme dem voll zu.

Denn durch die ständige Bewegung der Lohn-Preis-Spirale sind vor allem die Familien mit Kindern in ihrer Kaufkraft benachteiligt. Was hilft es dem Familienvater, daß sein Lohn oder Gehalt immer wieder nur linear erhöht wird, da er doch

- das Mehr an Einkommen nur einmal, nicht aber entsprechend der Zahl seiner Kinder, erhält,
- das Mehr an Ausgaben aber mehrfach, d. h. entsprechend der Kopfzahl seiner Familie, zu tragen hat?

Er gerät dadurch gegenüber seinem ledigen oder kinderlosen Kollegen zwangsläufig immer weiter ins Hintertreffen. Wenn die ihm zum Ausgleich der Familienlasten zugewendeten Kindergelder und Kinderzuschläge nicht mit angehoben werden können, weil Wirtschaft und Staat durch die Erfüllung der Gruppenforderungen überbeansprucht sind, wird er in doppelter Hinsicht zum Opfer der Lohn-Preis-Spirale, und das um so mehr, je mehr Kinder er hat.

In nüchternen Zahlen stellt sich das so dar: Der durchschnittliche Bruttomonatslohn eines männlichen Industriearbeiters in der privaten Wirtschaft zuzüglich Kindergeld erhöhte sich in den letzten zwei Jahren (von Frühjahr 1960 bis Frühjahr 1962)

bei Kinderlosen um 34 Prozent
bei 3 Kindern um 31,5 Prozent
bei 5 Kindern um 27,4 Prozent.

Noch negativer ist die Entwicklung im öffentlichen Dienst des Bundes, der Länder und Gemeinden, wo die Kinderzuschläge seit sechs Jahren nicht mehr erhöht wurden.

Kurz: Was gegenwärtig unter dem Einfluß rigoros vorgehender Interessengruppen bei uns geschieht, blockiert nicht nur den notwendigen Ausbau der immer noch unzureichenden Maßnahmen zur wirtschaftlichen Entlastung der Familie, sondern führt — weit schlimmer noch — zu einem schleichenden Abbau unseres ohnehin mehr als bescheidenen Familienausgleichs.

Die richtige Medizin gegen dieses schreiende Unrecht an unseren Vätern und Müttern wäre jene mutige und weitschauende Gemeinschaftsaktion, die uns das damals viel sorgenbeladenere Österreich vorgemacht hat.

Erst wenn unsere ›Wohlstandskurve‹ die Familie mit Kindern nicht immer weiter zurücksinken läßt, sondern sie zu annähernder Gleichberechtigung bringt, ist das rechte und gerechte Maß gefunden, auf dem der Fortbestand unserer sozialen Ordnung und letzten Endes auch unsere politische Freiheit sich aufbauen muß.

Genuß im Stil der neuen Zeit:

LORD-EXTRA

aromareich im Geschmack

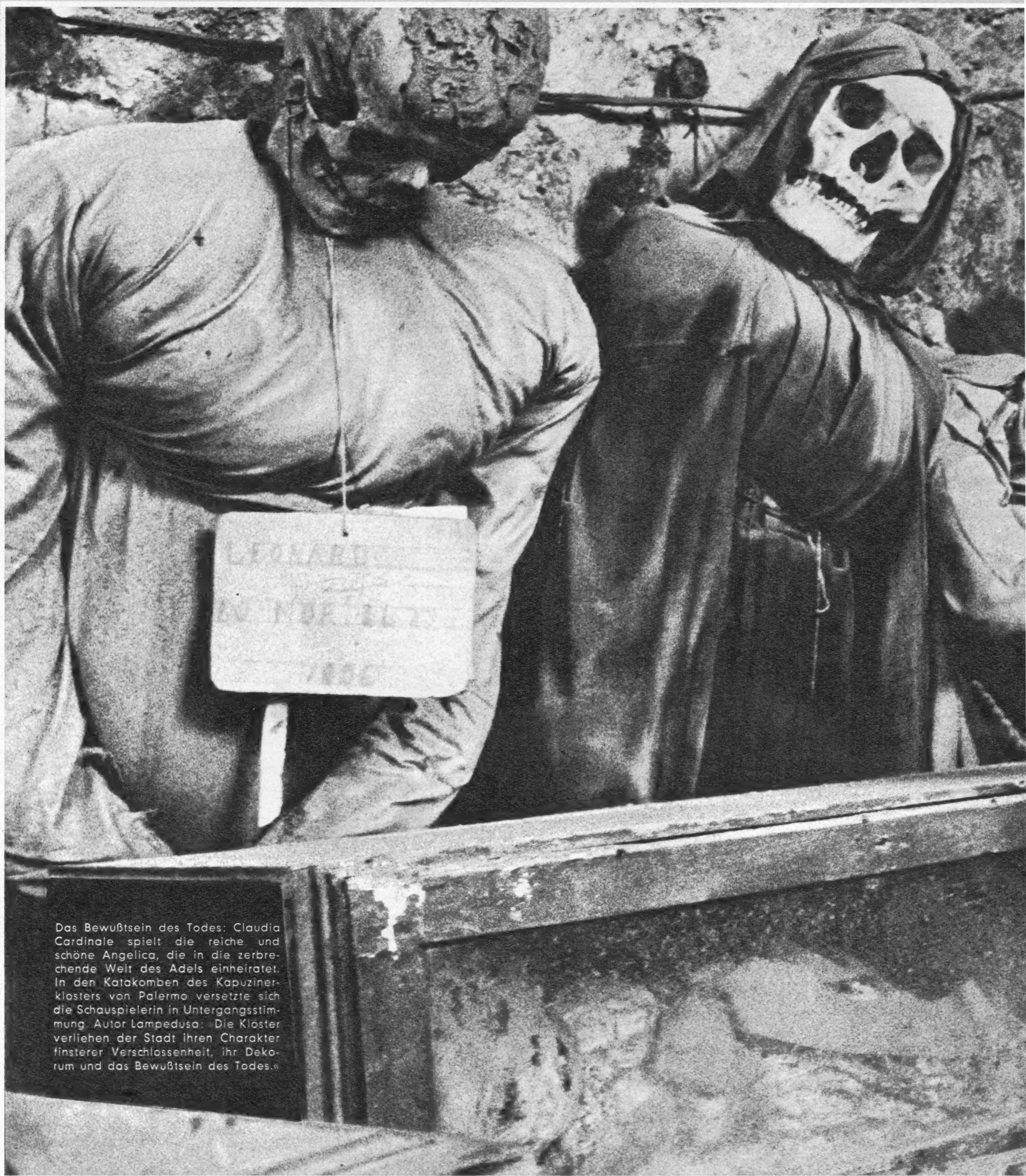
nikotinarm im Rauch



FILTER
KING SIZE

20 STÜCK DM 1.75 Ein Erzeugnis der Cigarettenfabrik Kristinus

F 62/108



Das Bewußtsein des Todes: Claudia Cardinale spielt die reiche und schöne Angelica, die in die zerbrechende Welt des Adels einheiratet. In den Katakomben des Kapuzinerklosters von Palermo versetzte sich die Schauspielerin in Untergangsstimmung. Autor Lampedusa: »Die Klöster verliehen der Stadt ihren Charakter finsterer Verschlossenheit, ihr Dekorum und das Bewußtsein des Todes.«

DER BALL DER



TOTEN

In Palermo wurde ein großes literarisches Kunstwerk unter der Regie von Luchino Visconti verfilmt: »Der Leopard« des Fürsten Lampedusa – ein Requiem auf den Untergang des sizilianischen Adels

Leoparden-Regisseur Luchino Visconti. »Es sind alles Tote, und so sehe ich sie!« sagt er über die Figuren seines Films. Visconti beschwört mit der Kamera die untergegangene Schattenwelt sizilianischer Aristokraten.

Leoparden-Darsteller Burt Lancaster. »Den sizilianischen Aristokraten kann nur ein Italiener spielen und nicht ein Hollywood-Star, der vom Zirkus kommt!« mäkelte das Volk von Palermo über den früheren Artisten.

DER BALL DER TOTEN

»Es sind alles Tote, und als Tote sehe ich sie«, sagt Regisseur Luchino Visconti und weist auf seine Darsteller und die Schar der 350 Komparsen. Ihre Gesichter sind gespensterhaft, und ihr Lächeln gleicht dem starren Grinsen der 8000 Mumien in den Katakomben des Kapuzinerklosters von Palermo.

Hier in Palermo verfilmte Visconti ein Meisterwerk der modernen Literatur: den ›Leoparden‹ des Fürsten Lampedusa.

Das Volk von Palermo kannte ihn. Fast zwei Jahre lang, Tag für Tag Schlag zehn, erschien der großgewachsene, etwas füllige, stets in Schwarz gekleidete sizilianische Aristokrat im Café Mazzara, setzte sich an den stets für ihn reservierten Marmortisch und füllte alsbald die vorliniierten Seiten zahlloser Schulhefte mit seiner zarten Schrift.

Als ihn sein Onkel, der alte Marchese Tomasi della Torretta, einst Botschafter des italienischen Königs am Hofe von St. Petersburg, einmal fragte, was er da eigentlich treibe, antwortete der Neffe Giuseppe Maria Fabrizio, Fürst von Lampedusa und Herzog von Palma: »Ich mache das zu meinem Spaß!«

Spaß machte es dem fast 60jährigen Prinzen, dem Walten des Todes in seiner Familiengeschichte nachzugehen. Er zeichnete mit so viel Fleiß das Leben seines Urgroßvaters auf, der als letzter des Geschlechts die feudale Tradition der ›Leoparden‹ — die Familie führte dieses Raubtier in ihrem Wappen — verkörpert hatte.

Urahn Fabrizio erlebte die politische, wirtschaftliche und soziale Umschichtung der sizilianischen Gesellschaft während der Epoche der nationalen Einigung Italiens. Garibaldis Anhänger legten 1860 Feuer an die Fassaden der Paläste von Palermo, schlugen ihr Lager in den vornehmen Hallen auf und stürzten die bourbonische Feudalherrschaft.

Don Fabrizio wehrte sich nicht. Er flüchtete in die Astronomie und fand am Firmament die ewige Ordnung der Dinge wiederhergestellt — was dem alten Fürsten genügte. Auf Erden jedoch traten an die Stelle der Leoparden die Hyänen und Schakale.

Der Geist des Verzichts, der Melancholie des Todes durchzieht diese Geschichte — sogar bis zu ihrer Geburt als Bestseller. Der fürstliche Autor Lampedusa schickte seine Manuskripte an berühmte Verleger Italiens. Sie begriffen nicht, welchen Schatz sie auf ihren Schreibtischen hatten. Auf seinem Totenbett in Rom erhielt Lampedusa – er starb 1957 an Lungenkrebs – die letzte Absage.

Erst später fielen die Manuskripte dem Mailänder Verleger Feltrinelli in die Hand, der auch mit der Herausgabe von Pasternaks ›Doktor Schiwago‹ guten Spürsinn verriet. Fast über Nacht wurde ›Der Leopard‹ zum Bestseller. Allein in Italien wurden in kurzer Zeit über 150 000 Exemplare verkauft. Inzwischen wurde der Roman in 14 Sprachen übersetzt* und mit dem ›Premio Strega‹ 1959, einem der großen Literaturpreise, ausgezeichnet.

Im letzten Jahr setzte sich das italienische Fernsehen auf die Spur des ›Leoparden‹. Die Kameraleute entdeckten tatsächlich eine Landschaft des Todes. Von den unermeßlichen Reichtümern der alten sizilianischen Aristokraten waren nur noch verstaubte Bündel von Schuldscheinen übriggeblieben. Die gnadenlose Sonne hat den riesigen fruchtbaren Landbesitz zu steiniger Einöde gedörrt. Und in den verfallenen Palästen dösten Kleinbürger dem Feierabend entgegen. Es gelang den Fernsehleuten nicht, das Leichentuch über Mensch und Landschaft zu lüften und etwas vom Leben der ›Leoparden‹ ahnen zu lassen.

Um die Gespenster zu zitieren, hat nun Visconti die Fürstin Domietta Hercolani engagiert. Sie steht auf der Liste der zehn bestangezogenen Frauen der Welt und hat hier die Aufgabe, die aristokratische Szenerie Palermos um das Jahr 1860 herum wiederherzurichten. Sie baute alte Paläste wieder auf und ließ ganze Straßenzüge abreißen. Hunderte von historischen Gegenständen und Kostümen zauberte sie aus alten Truhen und Dachkammern hervor. 24 Millionen Mark wird der sizilianische Totentanz des Regisseurs Luchino Visconti kosten. FOTOS: FRANCO PINNA



Autor Fürst Lampedusa

* Deutsch im R. Piper & Co. Verlag München, 350 Seiten, 15,80 Mark.

Gespenster im Ballsaal des Palazzo Gangi in Palermo: Burt Lancaster als Fürst, Rina Morelli als seine Gemahlin. Autor Lampedusa schrieb über diese Paläste, sie seien voll »von fleischigen und fauligen Gerüchen«.



Die heimlichen Divisionen

Jeder elfte ist eine Frau



der Bundeswehr

Die heimlichen Divisionen der Bundeswehr





Hauptfeldwebel Rudolf Jost, ›Spieß‹ einer Funkkompanie der 6. Panzergrenadier-Division inNeumünster, öffnet die Tür der Schreibstube und ruft zum Kasernenflur hinaus: »Frau Gredig, der Hauptmann bittet zum Diktat!«

Der unmilitärische Ruf nach einer Dame bleibt im Kasernenrevier nicht ohne Widerhall. Wenig später sitzt die junge Frau vor dem Chef der Funkkompanie und läßt sich den Dienstplan für den nächsten Tag ins Stenogramm diktieren: »6.00 Uhr Wecken. 6.30 Uhr Kaffeeholen. 7.00 Uhr Raustreten zum Geländedienst . . .«

Frau Gredig, 24, ist die Sekretärin der Funkkompanie. Als Zivilangestellte der Bundeswehr erledigt sie auf der Schreibstube der Hindenburg-Kaserne den Papierkrieg — genau nach ZDv 64/1, der Dienstvorschrift für den militärischen Schriftverkehr. Sie schreibt Dienstpläne, Marschbefehle und Urlaubsscheine, so wie sie früher bei einer Großhandelsfirma in Neumünster Offerten, Geschäftsbriefe und Bilanzen in die Maschine tippte.

Für Hauptfeldwebel Jost, altgedienter Soldat der früheren Wehrmacht, gehört der Umgang mit weiblichen Arbeitskollegen in der Kaserne bereits zu den Alltäglichkeiten des militärischen Dienstbetriebs: »Früher mußten Soldaten den Schreibkram erledigen, die sogenannten ›Schreibstubenbullen‹. Die Bundeswehr kann sich diese Druckposten nicht leisten. Wir brauchen jeden Soldaten für die Kampfausbildung!«

So macht heute fast jeder junge Bundeswehrrekrut zuerst die Bekanntschaft einer Frau, wenn er sich in der Kaserne zur Ableistung seines 18monatigen Wehrdienstes meldet. Überall in den Schreibstuben der Bundeswehr sitzen zivile Papierkriegerinnen. Eine Division hat vierzehn, ein Bataillon drei und eine Kompanie eine Planstelle für Sekretärinnen und Stenotypistinnen. Der ›Schreibstubenbulle‹ stirbt langsam aus.

Genau wie die Privatwirtschaft, so kommt auch eine moderne Armee nicht mehr ohne die Mitarbeit tüchtiger Frauen aus. Bei der Bundeswehr hören insgesamt 33 000 weibliche Arbeitskräfte auf das Kommando des Bundesverteidigungsministers. Etwa jeder elfte Bundeswehrangehörige ist eine Frau.

Die größten Kontingente stellen Sekretärinnen und Stenotypistinnen, Küchenhelferinnen und Raumpflegerinnen. Aber auch in technischen Werkstätten, Lazaretten, auf Flugplätzen und in Materiallagern haben Frauen die Plätze von Soldaten eingenommen, die sonst den Kampfgruppen fehlen würden.

Diese 33 000 Bundeswehr-Frauen sind gewissermaßen die heimlichen Divisionen des Verteidigungsministers. Mit ihnen könnte er bequem drei Divisionen aufstellen. Doch den Vertreterinnen des schwachen Geschlechts werden selbstverständlich rein militärische Aufgaben nicht übertragen. Die Personalreferenten im Bonner Verteidigungsministerium betonen: »Blitzmädchen oder Stabshelfe-



›Putzer‹ gibt es nicht mehr bei der Bundeswehr: Die Unterkünfte der Unteroffiziere und Offiziere werden von ›Raumpflegerinnen‹ auf Hochglanz gebracht.

Aber den ›Spieß‹ gibt es noch. Hauptfeldwebel Rudolf Jost prüft in der Hindenburg-Kaserne in Neumünster, ob die Putzfrau auch überall gründlich Staub gewischt hat.



Jeden Morgen um sieben Uhr, wenn die Soldaten in Neumünster zum Dienst ausrücken, kommt Putzfrau Frieda Salzwedel mit Besen, Schrubber und Eimer zum Großreinemachen in die Kaserne.





Auch die ›Schreibstubenbullen‹ stehen auf dem Aussterbeetat: Die 21jährige Herta Tutz (außen links) ist als Sekretärin bei einer Bundeswehrkompanie in Erding angestellt.

Kartoffelschäler raus! Dieser Ruf ertönt auf bundesdeutschen Kasernenhöfen nicht mehr. Küchenhelferinnen (nebenstehend) befreien die Soldaten von diesem Strafdienst.

Die heimlichen Divisionen der Bundeswehr



Fallschirmlegerin der Bundeswehr: Ihren Händen ist das Leben vieler Soldaten anvertraut. Die Schirme werden im Klimaraum aufgehängt und geprüft, ehe sie wieder zusammengelegt werden.
FOTOS: ALI WEISSWEILER, THOMAS HÖPKER

rinnen in Uniform wird es bei der Bundeswehr niemals geben!«

Überhaupt läßt sich die zivile Mitarbeit von Frauen in der Bundeswehr nicht an alten Kommißgrundsätzen messen. Allein schon der Einzug der besenbewehrten Putzfrauen in die Kasernen kommt einer kleinen Revolution in der deutschen Militärgeschichte gleich. Früher mußten ›Putzer‹ oder ›Burschen‹ die Unterkünfte ihrer Offiziere und Unteroffiziere säubern. Das machen heute die Raumpflegerinnen. Die Soldaten brauchen nur noch ihre eigenen Stuben in Ordnung zu halten.

Und auch der einst so gefürchtete Strafdienst in der Küche (»Kartoffelschäler rechts 'raus!«) fällt bei der Bundeswehr fort. Der Soldat soll auf dem Manövergelände üben und in der Kantine seinen Hunger stillen, aber nicht in der Küche Teller spülen und Gemüse putzen. Dafür werden Küchenhelferinnen engagiert.

Eine der verantwortungsreichsten Aufgaben haben die Fallschirmlegerinnen beim Luftwaffenpark-Regiment in Erding (Oberbayern) übernommen. Sie kommen meist vom Schneiderhandwerk und erhalten nach dreimonatiger Fachausbildung eine Lizenz als ›Flugausrüstungsspezialist‹. Das sachgemäße Zusammenfalten eines Rettungsfallschirms dauert bis zu zwei Stunden. Von der Sorgfalt dieser Frauenhände hängt das Leben vieler tausend Luftwaffensoldaten ab.

Die qualifizierten Helferinnen der Bundeswehr sind 48 Beamtinnen in den Wehrbereichsverwaltungen und im Ministerium. Die höchste Rangstufe hat bisher eine 37jährige Regierungsrätin im Wehrbereich Stuttgart erklommen. Außerdem gibt es noch 72 junge Inspektor-Anwärterinnen, die als Beamtinnen der mittleren und gehobenen Laufbahn bei der Bundeswehr Karriere machen wollen.

Ein Novum im deutschen Militärwesen ist die Verpflichtung der hauptamtlichen Fürsorgerinnen in den sechs Wehrbereichen. Diese Damen nehmen sich vermittelnd und helfend der sozialen und seelischen Kümmernisse der Soldaten und ihrer Familienangehörigen an. Bekommt zum Beispiel die Frau eines Obermaats, der sich gerade auf hoher See befindet, ein Kind, dann ist die Fürsorgerin zur Stelle. Oder läuft einem Soldaten die Frau fort, so erhält die Fürsorgerin des zuständigen Wehrbereichs vom Vorgesetzten notfalls einen diskreten Wink, sich um das seelische Gleichgewicht des verlassenen Vaterlandsverteidigers zu kümmern. Materielle Nöte, schwere Erkrankungen, deprimierte Ehefrauen in entlegenen Garnisonen — die Fürsorgerinnen haben auf diesem militärischen Neuland alle Hände voll zu tun. Die Bundeswehr ist redlich bemüht, eine soziale Arbeitgeberin zu sein.

Die weiblichen Arbeitskräfte in der Bundeswehr hingegen bereiten den Fürsorgerinnen kaum Sorgen. Für die 33 000 Frauen treten in dem ausgesprochen militanten, männlichen Arbeitsmilieu weit weniger Probleme auf, als ursprünglich befürchtet. Frau Gredig in Neumünster: »Ach, wissen Sie, mit Männern allein kann man viel besser zusammen arbeiten als mit Frauen!« Betriebspsychologen ist diese Erfahrung nicht neu.

Überraschend jedoch ist eine andere Erkenntnis, die aus der Zusammenarbeit von Frauen und kasernierten Soldaten gewonnen wurde. Nur selten wählt eine Frau, die bei der Bundeswehr beschäftigt ist, einen Uniformträger zum Ehemann. Ein Personalreferent im Verteidigungsministerium: »Von zehn Arbeiterinnen und weiblichen Angestellten der Bundeswehr, die eine Ehe eingehen, heiratet im Durchschnitt nur eine einen Soldaten.«

Der Glanz der Montur hat, aus der Nähe betrachtet, seine Anziehungskraft verloren.



Die männliche NOTE



Wenn eine Frau verraten sollte, wie der Mann ihrer Träume aussieht, würde sie ihn wohl so beschreiben: Er ist mutig und zärtlich zugleich, Kämpfer, Beschützer und Liebhaber in einer Person. Aber das Wunschbild des Mannes von sich selbst sieht anders aus: In die Ferne gerichtet, auf sich selbst gestellt, möchte er immer neue Räume der Welt erobern. Den ritterlichen Mann, der das Gute, das Rechte, die Ordnung und die Sicherheit auf dieser Erde verkörpert - gibt es ihn noch?



Der ›zornige junge Mann‹. Er tut immer das Gegenteil von dem, was ›man‹ von ihm erwartet. Mit seinem fast boshaft schlechten Benehmen stößt er die Bürger vor den Kopf. Der vitale eigenwillige MARLON BRANDO verkörpert in seinen Filmrollen durchweg den Typ des Rebellen, hinter dessen rüder Schale sich ein hochsensibler Individualist verbirgt.



Der Draufgänger. Tollkühn meistert er die schwierigsten Situationen. Er kann sehr grob sein, trinkt gern, und statt der Frau, die er liebt, Blumen zu schenken, schnauzt er sie an. Der 1960 verstorbene CLARK GABLE verkörperte in seinen Filmen den Typ des ›Kerls‹. Er löste vor 30 Jahren den bildhübschen, süßlichen Liebhaber à la Ramon Novarro und Rodolfo Valentino auf der Leinwand ab.

Die männliche

NOTE

In der Schlußszene des Films ›Süßer Vogel Jugend‹ nach dem Bühnenstück von Tennessee Williams findet zwischen dem Hauptdarsteller und seinem Widersacher eine grausame Abrechnung statt. Blutüberströmt bricht der Held zusammen. Ein brutaler Stockhieb hat sein Nasenbein zerschmettert, und mit den zynischen Worten »Um dieses Gesicht zu lieben, wird keine Frau mehr einen Cent ausgeben!« triumphiert der Rivale. Indem er die Schönheit des Helden zerstörte, hofft er, ihn der geneideten Faszination auf Frauen und seiner Chancen, ein Filmstar zu werden, beraubt zu haben.

Im Jahre 1959, als das gleichnamige Theaterstück von Williams erschien, schickte sich gerade ein junger französischer Schauspieler an, dessen eingedrücktes Nasenbein den früheren Boxer verrät, mit eben dieser Nase die Leinwand zu erobern: Jean-Paul Belmondo. Er hat inzwischen Weltkarriere gemacht, gilt als der häßlichste Star zwischen Hollywood und Tokio und ist zweifellos eine der faszinierendsten männlichen Erscheinungen im Film der Gegenwart.

Der häßliche Mann ist gefragt! Schönheit an einem Mann wirkt fast suspekt. Sie wird als ›unmännlich‹ empfunden. Schönheit scheint mit der Ideal-Vorstellung, die unsere Zeit von Männlichkeit hat, nicht vereinbar zu sein.

Andere Zeiten haben anders gedacht. Die Begriffe des ›typisch Männlichen‹ und ›typisch Weiblichen‹ sind historischen Wandlungen unterworfen.

›Das Bildnis des Dorian Gray‹ von Oscar Wilde beispielsweise ist die Geschichte eines Mannes, für den Jugend und Schönheit höchste männliche Werte darstellen. Heute — etwa 70 Jahre nach Erscheinen des Romans — wird ein Mann erst ein Mann, wenn er Jugend und Schönheit hinter sich hat. Blutjunge Studenten fügten sich jahrhundertelang absichtlich Schnittwunden zu: Gutplacierte Schmisse verliehen ihren glatten, hübschen Gesichtern jene markante ›männliche Note‹, die »Zugang zu höchsten Ämtern

Der Sportsmann. Er liebt starke Motoren und den Rausch der Geschwindigkeit. Er spielt mit dem Tod. Im sportlich-fairen Wettkampf mißt er Kraft und Mut an der Stärke des Gegners. Der 1961 tödlich verunglückte Rennfahrer WOLFGANG GRAF BERGHE VON TRIPS verkörperte den Typ des idealen Sportsmannes. Er suchte die Gefahr, um sich zu bewähren. Ritterlichkeit war sein oberstes Gesetz.



Der Soldat. Er ist Prototyp des Kämpfers. CURD JÜRGENS verkörperte 1955 in dem Film ›Des Teufels General‹ (nach dem Bühnenstück von Carl Zuckmayer) die Rolle des Generals Harras. Sie brachte ihm Weltruhm. Der Konflikt zwischen militärischer Gehorsamspflicht und der Stimme des eigenen Gewissens ist ein hochaktuelles Thema für den Mann von heute.





SO oder SO

Ganz wie Sie es wünschen!

Es gibt noch eine Anzahl Zahnprothesenträger, die ihr künstliches Gebiß nur unter der Wasserleitung abspülen oder mit einer Bürste reinigen. Millionen Zahnprothesenträger im In- und Ausland reinigen ihr künstliches Gebiß dagegen mit dem vielgerühmten, seit nahezu 25 Jahren bewährten Kukident-Reinigungs-Pulver, weil diese Art hygienischer ist. Und alle sind begeistert, denn: Kukident reinigt ohne Bürste und ohne Mühe, also völlig selbsttätig. Darum wird es auch von vielen tausend Zahnärzten empfohlen.

Für die Anhänger der Bürsten-Reinigung

haben wir die Kukident-Zahnreinigungs-Creme und eine Kukident-Spezial-Prothesenbürste mit weichen Borsten in den Handel gebracht.
Eine Tube Kukident-Zahnreinigungs-Creme erhalten Sie für 1 DM, die zweiteilige Kukident-Spezial-Prothesenbürste, für obere und untere Prothesen verwendbar, für 1.50 DM.
Am besten probieren Sie selbst einmal aus, welches Kukident-Erzeugnis Ihnen für Ihre Zahnprothese besser zusagt: das altbewährte Kukident-Reinigungs-Pulver (ohne Bürste – selbsttätig) oder die Kukident-Zahnreinigungs-Creme (mit Bürste).
Was Sie auch wählen – der Name Kukident bürgt für einen guten Erfolg und absolute Zufriedenheit!

Millionen benutzen die selbsttätige Reinigung

und somit das Kukident-Reinigungs-Pulver. Das ist verständlich, denn die Anwendung ist denkbar einfach, und die Wirkung wird immer wieder als verblüffend bezeichnet. Sie füllen ein Glas zur Hälfte mit Wasser, verrühren darin 1 Kaffeelöffel Kukident-Reinigungs-Pulver und legen Ihr Gebiß über Nacht hinein. Am nächsten Morgen ist es hygienisch einwandfrei sauber, frisch, geruchfrei und keimfrei. Und alles völlig selbsttätig, also ohne Bürste und ohne Mühe. Sogar Raucherbelag wird in der völlig unschädlichen Kukident-Lösung schonend beseitigt.
Falls Sie Ihre Zahnprothese auch nachts im Munde behalten möchten, empfehlen wir Ihnen, den Kukident-Schnell-Reiniger zu verwenden. Er reinigt, desinfiziert und desodoriert Ihr Gebiß schon innerhalb einer halben Stunde so gründlich wie das normale Kukident-Reinigungs-Pulver über Nacht.
Wenn Sie Kukident benutzen, werden Ihre künstlichen Zähne wie echte wirken, und niemand wird ahnen, daß Sie „falsche Zähne" tragen. Hüten Sie Ihr Geheimnis! Benutzen Sie Kukident! Durch das sauerstoffhaltige Kukident können die Prothesen weder verfärbt noch entfärbt werden. Das wertvolle Prothesenmaterial behält also die natürliche Farbe. Die Kukident-Benutzung trägt auch zur Gesunderhaltung bei, weil die Bakterien in der Kukident-Lösung unschädlich gemacht werden.

Kukident hält Ihr Gebiß fest!

Wenn Ihr künstliches Gebiß nicht mehr so fest sitzt, wie Sie es wünschen, so brauchen Sie nur etwas Kukident-Haft-Pulver auf die angefeuchtete Gebißplatte zu streuen, und schon können Sie wieder stundenlang sprechen, lachen, singen, husten, niesen, ja sogar in knusprige Brötchen und saftige Äpfel beißen — wie früher mit Ihren natürlichen Zähnen.
Einen noch längeren und noch festeren Halt erzielen viele tausend Zahnprothesenträger mit dem Kukident-Haft-Pulver extra stark, welches Sie in einer neutralen Plastikflasche erhalten.

Sogar untere Vollprothesen sitzen stundenlang fest,

wenn Sie 3 Tupfer Kukident-Haft-Creme auftragen. Die Haftwirkung gibt vielen Prothesenträgern – auch bei schwierigen Kieferverhältnissen – Sicherheit bis zum Schlafengehen. Die patentierte Kukident-Haft-Creme wird von zahlreichen Prothesenträgern immer wieder als letzter Retter in der Not bezeichnet.
Durch Benutzung der Kukident-Haftmittel können Sie richtig kauen; infolgedessen haben Sie von dem Essen einen besseren Genuß.

Eine Wohltat für den Mund

ist das neuartige Kukident-Gaumenöl, welches aus reinen Pflanzenölen hergestellt wird und von jedem Zahnprothesenträger unbedingt benutzt werden sollte.
Durch täglich zweimaliges Massieren wird die Mundschleimhaut geschmeidig erhalten und somit das Anpassungsvermögen der Prothesen erhöht. Ferner werden lästige Druckstellen und Entzündungen verhütet.
Wer die Kukident-Präparate einmal probiert hat, möchte sie nicht mehr missen, denn Kukident schenkt jedem Zahnprothesenträger strahlend saubere Zähne, einen herrlich frischen Atem, einen angenehmen Geschmack und

Sicherheit für den ganzen Tag!

Die Kukident-Präparate sind in jeder Beziehung völlig unschädlich. Die maßgebenden Fachgeschäfte halten alle Kukident-Präparate stets vorrätig.

Beachten Sie bitte:

Für obere Prothesen mit Saugern liefern wir 10 rosafarbene Kukident-Saugplättchen für 75 Pfennig.

Das Kukident-Reinigungs-Pulver erhalten Sie in der 100-Gramm-Packung für 1.50 DM, in der 180-Gramm-Packung für 2.50 DM, den Kukident-Schnell-Reiniger in der Original-Packung für 3.30 DM und in der Plastikdose mit Meßgefäß für 3.60 DM.
Das Kukident-Haft-Pulver in der blauen Streudose mit 25 Gramm Inhalt kostet 1.50 DM.
Das Kukident-Haft-Pulver extra stark liefern wir in weißen Plastikflaschen mit 25 Gramm Inhalt für 1.80 DM.
Die Kukident-Haft-Creme gibt es in Probetuben für 1 DM und in Originaltuben mit dem zweieinhalbfachen Inhalt für 1.80 DM.
Das Kukident-Gaumenöl erhalten Sie in einer Plastik-Tropfflasche, die unzerbrechlich ist, für 1.50 DM.
Schreiben Sie uns bitte, wenn Sie unsere Spezialitäten in Ihrem Fachgeschäft nicht erhalten, damit wir Ihnen dann eine Bezugsquelle angeben können, die unsere sämtlichen Artikel jederzeit vorrätig hält.
Wenn Sie aus irgendwelchen Gründen nicht zufrieden sind, können Sie die Packung als Warenprobe richtig frankiert an die Kukirol-Fabrik, Weinheim (Bergstr.), zurücksenden. Sie erhalten dann den vollen Kaufpreis und das verauslagte Warenproben-Porto vergütet.

Wer es kennt – nimmt Kukident

KUKIROL-FABRIK KURT KRISP K.G., 694 WEINHEIM (BERGSTR.)



Der Manager. Er ist die Unternehmerpersönlichkeit unserer Zeit, der große Organisator. Er ist nüchtern, ein Verstandesmensch, der sich von Gefühlen nicht beeinflussen läßt. Als Direktor Alexander verkörperte ERNST SCHRÖDER in dem Film ›Das kunstseidene Mädchen‹ einen skrupellosen, kalten Geschäftsmann.



Der Arzt. Er ist der große Helfer im Kampf gegen Krankheit und Tod und gegen die Angst. Er kann heilen. Er genießt Vertrauen. Seine Autorität wird anerkannt. Dr. ALBERT SCHWEITZER verkörpert den Idealtyp des Arztes. Besonders die Jugend verehrt ihn als Symbol des weisen, väterlich-gütigen Mannes.

Die männliche

NOTE

verschafft und die Gunst schöner Frauen sichert«, wie man heute in Studentenkreisen scherzhaft sagt.

Im Gegensatz zur Frau, die seit jeher als Trägerin der Schönheit galt, bezieht der Mann seine Faszination aus anderen Werten und Eigenschaften als denen seiner äußeren Erscheinung. Die Wirkung der Frau geht wesentlich von ihrem Aussehen und ihrem Wesen aus, die des Mannes von seinem Wirken, seiner Tat, seinem Beruf, von den Aufgaben, die er als Mann in dieser Welt hat, sich sucht und übernimmt. »Die pointierte Formel für die männliche Art der Begegnung und Auseinandersetzung mit der Welt« ist — wie der Psychologe Philipp Lersch* ausführt, der Kampf, und zwar »Kampf mit anderen Menschen, mit dem Problem, mit der Natur ... Die Thematik des männlichen Daseins erhält als Grundmotiv das Bewältigen- und Beherrschenwollen«. Von hierher leiten sich jene Charaktereigenschaften ab, die wir als ›typisch männlich‹

* Philipp Lersch: ›Vom Wesen der Geschlechter‹. Ernst Reinhardt Verlag München Basel 1950



Der Playboy. Er ist reich und unabhängig. Er hat viele Freundinnen und bindet sich ungern. Der brasilianische Millionär ›Baby‹ PIGNATARI gilt als der Welt Playboy Nr. 1.



Der Künstler. Er ist der große Einsame, der im künstlerischen Werk die Welt neu gestaltet oder – als Dirigent, Regisseur, Schauspieler – die Idee des Künstlers realisiert und den Sinngehalt seines Werkes erschließt. Mit seiner lässigen Noblesse, seiner Vitalität, seiner Leidenschaft für Macht ist HERBERT VON KARAJAN der Prototyp des Künstlers von heute.



Der jugendliche Liebhaber. Er hat einen unwiderstehlichen Charme. Er ist verspielt, er flirtet mit allen Mädchen, und das macht ihn um so begehrenswerter. Mit seiner ›brutal bebenden‹ Stimme stürzt ELVIS PRESLEY junge Menschen in der ganzen Welt in rasende Begeisterung. Er ist einer von ihnen. Er ist ihr Idol. Der aggressive Rhythmus seiner Musik geht ins Blut, enthemmt und erotisiert.

Die männliche

NOTE

empfinden: Energie, Tatendrang, Vorherrschaft von Willen und Verstand, sachbezogenes Denken und Interesse, Gespanntheit und Festigkeit, Härte, ruheloser Drang, die Welt zu verändern, sie umzugestalten, Altes zu zerstören und Neues aufzubauen. Ständig in der Auseinandersetzung — mit Menschen, Widerständen und Problemen — begriffen, fehlt dem Mann jene innere Ausgewogenheit und Geschlossenheit, die man eher der Frau zuschreibt und die als Voraussetzung der Schönheit gilt. Die besondere Schönheit des Mannes dagegen liegt im Charakteristischen, im Profilierten, im Markanten, im ›Unebenen‹, ja, im Exzentrischen.

Männer der Tat sind seit je Leitbilder für die übrigen Männer gewesen: der Held, der Soldat, der Politiker, der Techniker, der Organisator, der Forscher, der Arzt, der Künstler, der Entdecker, der Erfinder, der Eroberer, der Abenteurer und der Rebell.

Es sind Männer, die — oft unter Einsatz ihres Lebens — immer wieder neu in die Welt vorstoßen. In hervorragendem Maße konnten daher in unserer Zeit die Männer der Weltraumforschung, Raketeningenieure und Astronauten, zu Idolen und Symbolen des Männlichen werden.

Wesenszüge des typisch Männlichen sollen an männlichen Leitbildern von heute — die KRISTALL auf den Seiten 20—26 vorstellt — aufgezeigt werden. Auch hier wird teilweise auf internationale Filmstars zurückgegriffen (wie ebenfalls bei den weiblichen Klischees unserer Zeit in KRISTALL Heft 20/62), da sie in ihren Rollen Idealtypen verkörpern, wie sie einerseits den Männern selbst vorschweben und andererseits den weiblichen Erwartungen entsprechen; die Wunschbilder beider Geschlechter decken sich nicht unbedingt.

Eine bei Frauen beispielsweise recht beliebte Spielart des Männlichen, der kultivierte ›Herr‹, scheint auf der Wertrangliste der Männer von heute etwas abgesunken zu sein. Statt ›vornehm‹ ist ›brutal‹ modern.

Christiane Andersen

Der häßliche Mann. Man sieht ihm an, daß er viel durchgemacht hat, und das macht ihn liebenswert. Er benimmt sich wie ein ganz gewöhnlicher junger Mann. Es steckt mehr in ihm, als man anfangs vermutet. Er kann nett sein, aber auch böse, so wie eben wirkliche Menschen sind. JEAN-PAUL BELMONDO, Frankreichs erfolgreichster Nachwuchsstar, ist zum Idealtyp seiner Generation geworden.



Der Politiker. Er beeinflußt das Geschick der Welt. Er hat Macht. Er verändert die Welt und bestimmt über Krieg und Frieden. Er kann eine Persönlichkeit sein, die einer ganzen Epoche ihren Stempel aufdrückt. In der faszinierenden Erscheinung des amerikanischen Präsidenten JOHN F. KENNEDY verkörpert sich der Prototyp des jungen Politikers von heute.



Wir stellen vor:

Für moderne Männer ein modernes Haarwasser

ein biologisches Kosmetikum für die tägliche Kurzmassage des Haarbodens.

Gesunde Kopfhaut — kräftiges Haar — gepflegte Frisur: der natürliche Ausdruck einer vitalen Persönlichkeit. Tun Sie für Ihr Haar, was Sie täglich ohne Mühe tun können.

OHNE FETT
TRILYSIN
Biotonic
550

gesunde Kopfhaut
kräftiges Haar
gepflegte Frisur



Das ist es:

DAS NEUE TRILYSIN Biotonic 550

ist das Ergebnis weiterer neunjähriger Forschungsarbeit der Promonta-Werke zur Gesunderhaltung des Haares.

Das neue TRILYSIN BIOTONIC 550 enthält als einziges Haarwasser neben seinen bewährten Komponenten eine neue patentierte Wirkstoff-Kombination*. Sie steigert durch ihre hautverwandten Eigenschaften die Schutzkräfte der Kopfhaut und aktiviert den natürlichen Nachwuchs des Haares.

Das bedeutet: Das neue TRILYSIN ist medizinisch noch wirksamer. Es ist in der neuen Aufmachung und mit der neuen dezent-herben, erfrischenden Duftkomposition ein biologisch-kosmetisches Erzeugnis der Spitzenklasse.

Man spürt's - man sieht's

vitales Haar ist TRILYSIN-gepflegt



* Deutsches Bundespatent Nr. 1 025 101 und Auslandspatente



Große Sorgen der Eltern und Lehrer:

Die Dummheit unserer Kinder

Was soll aus dieser Jugend werden? Den ständigen Klagen vieler Eltern und Lehrer über Konzentrationsschwäche, Leistungsabfall, Lernschwierigkeiten und Begabungsschwund ihrer Kinder haben Ärzte und pädagogische Forscher jetzt neue Erkenntnisse entgegenzusetzen: Die Schule muß umlernen.

»Von der Stirne heiß ...« begann der Lehrer zu rezitieren.

»Wie geht es weiter?«

Dumpf setzte der Sprechchor der Eltern ein. Nur die helle Stimme des Primus begleitete ihn auf den Schülerbänken. Alle anderen Kinder blieben schweigsam. Das geschah vor kurzem auf der Schulabschlußfeier einer niedersächsischen Dorfschule bei Braunschweig. Die Kinder gingen ohne ihren Schiller im Kopf, geschweige denn als Goldschnittband in der Rocktasche, ins Leben hinaus. Jugend von heute.

Vorbei sind die Zeiten, da junge Leute Büchmanns ›Geflügelte Worte‹ neben sich liegen hatten, wenn sie einen Brief schrieben. Statt geistreicher Zitate zieren orthographische Fehler ihre Briefe, sofern sie überhaupt noch welche schreiben. Sie sind unbeholfener in Diskus-

Welterfolg

durch Tabakforschung.

Warum wechselten in einem einzigen Jahr mehr Raucher zur Kent als zu irgend einer anderen Filter-Cigarette der Welt? Weil Kent den heutigen Forderungen nach modernem Rauchgenuß voll entspricht:

so mild
wie
möglich*-
und
dabei so
genußreich!





Deutsche Männer, die draussen in der Welt für den Fortschritt arbeiten, erkannten zuerst die Vorzüge der Kent. Denn Kent rauchen ist kluges Geniessen.

* Kent wurde nach den neuesten Erkenntnissen der Tabakforschung von P. Lorillard USA entwickelt.

KENT der neue Trend



vor zehn Jahren diese These allen Ernstes auf. In seinem Buch ›Die nächste Million Jahre‹, das 1952 erschien, behauptete er, seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts gehe es abwärts mit Intelligenz und Begabung des Menschen, und diese Rückentwicklung werde auch in der Zukunft anhalten.

Der amerikanische Vererbungsforscher Robert C. Cook kam ihm zu Hilfe und gab eine logische Erklärung für dieses Dilemma: Die Erbanlagen für intellektuelle Leistungen sind nicht gleichmäßig über die Menschheit verteilt. Sie sind in der großen Masse der ehemaligen Volksschüler spärlicher als in den Intelligenzschichten. Unglücklicherweise begnügen sich aber die Begabten damit, ihr wertvolles Erbgut an ein Kind oder bestenfalls zwei Kinder weiterzugeben, während die Dümmsten, vornehmlich die ehemaligen Hilfsschüler und die Schwachsinnigen, massenweise Kinder in die Welt setzen.

Cook versuchte mit mathematischer Präzision zu beweisen, daß der Begabungsschwund von einer Generation zur anderen zwangsläufig sei, weil sich die unterdurchschnittlichen Erbanlagen ungehindert vermehrten, während die guten auf eine schrumpfende Elite beschränkt bleiben. Für die Zukunft sah der amerikanische Vererbungsforscher Generationen von Halbidioten heranwachsen.

Professor untersuchte 1,5 Millionen Kinder und Jugendliche

sionen, können sich nicht auf das Wesentliche konzentrieren und erfassen geistige Zusammenhänge schlecht. Es fällt ihnen schwerer, theoretisches Wissen in sich aufzunehmen.

In den frühen Nachkriegsjahren waren die Wortführer der Pädagogen noch bereit, die Wissenslücken und die auffallende Konzentrationsschwäche der Kinder den mangelhaften Schulverhältnissen zuzuschreiben. Unterbrechungen des Unterrichts bei Kriegsende, das Fehlen von Lehrern und folglich die Bildung von zu großen Klassen, sowie Raumnot und Schichtunterricht mußten sich zweifellos hemmend auf die Vermittlung des üblichen Wissensstoffes auswirken. Dazu kamen die schlechte Ernährung der Kinder, die psychischen Schocks der schweren Jahre, die Wohnraumnot und alle anderen Erschwernisse des Lebens, die das geistige Aufnahmevermögen der Schüler schrumpfen ließen.

Die Zeiten änderten sich, aber nicht die Schulleistungen der Kinder. Da begannen die Pädagogen das Klagelied vom Begabungsschwund in der jungen Generation anzustimmen, das bis heute nicht verstummt ist. Ihre Argumente sind eisenhart: Der Mehrzahl der Schüler fällt es heute schwerer, den Wissensstoff in sich aufzunehmen, als der Vorkriegsgeneration. Das Interesse am Lernen hat nachgelassen. Die Fähigkeit zum sinnlogischen Denken schwindet. Ausdruck, Sprachgefühl und Formbegabung werden weniger gepflegt.

Düstere Vision für die nächsten Jahrhunderte

Die Pädagogen standen vor einem Rätsel und wandten sich an Erbforscher und Ärzte. Da ähnliche Erscheinungen auch in anderen Ländern festgestellt wurden, denen der Krieg keine oder nur oberflächliche Wunden geschlagen hatte, tauchte ein furchtbarer Verdacht auf: Hat die Entwicklung der Menschheit vom primitiven Urmenschen zum Intelligenzwesen ihren Höhepunkt bereits überschritten?

Ein Enkel des weltbekannten Biologen Darwin, der Philosoph Sir Charles Darwin, stellte

Diese bestechend einfache Erklärung wurde von anderen Wissenschaftlern aber bestenfalls als düstere Vision für kommende Jahrhunderte gewertet, nicht als mathematischer Beweis für den unklaren Begabungsschwund von einer Generation zur anderen. Medizinische Deutungen, die gleichzeitig auftauchten, waren viel wirklichkeitsnäher. Eine unbestreitbare und sogar von den meisten Eltern nachprüfbare Tatsache ist das schnellere Wachstum der Jugendlichen, die Akzeleration. Sie begann schleichend um die Jahrhundertwende und machte sich anfangs nur in statistischen Aufzeichnungen bemerkbar. In der zweiten Generation, etwa seit dem letzten Weltkrieg, wachsen die Kinder ihren Eltern aber sichtbar über den Kopf.

Über die Ursachen dieser häufig diskutierten Erscheinung gibt es zwar viele Theorien, aber noch keine allgemeine Klarheit in der medizinischen Forschung. Einigkeit besteht bei den Ärzten aber darüber, daß sich das schnellere Wachstum auch auf die psychische und geistige Entwicklung der Kinder und Jugendlichen auswirkt. Die Harmonie dieser Vorgänge wird gestört. Man kennt hochaufgeschossene Achtzehnjährige, die wie Erwachsene aussehen und auf dem Fußboden mit Bauklötzen spielen.

Es wäre eine falsche Verallgemeinerung, wenn man sagte, das schnelle Wachstum störe die psychische und geistige Entwicklung. Typisch ist aber ein ungleichmäßiges Reifen und Entwickeln, der Verlust der Harmonie.

Es gibt außerdem nach wie vor viele Jugendliche, die an der Akzeleration nicht teilnehmen. Äußerlich sind dadurch die Größenunterschiede innerhalb einer Schulklasse zwischen dem linken und dem rechten Flügelmann größer geworden. Erstaunlicherweise kann man diese breitere Streuung auch in den geistigen und seelischen Eigenschaften finden.

Der Münchner Universitätsprofessor Dr. Albert Huth, der zwischen 1948 und 1952 noch in den »Klagechor vom Begabungsrückgang eingestimmt hatte, ist inzwischen zu genaueren Definitionen vorgestoßen. Nach eineinhalb Millionen Untersuchungen an bayerischen Kindern und Jugendlichen gelangte er zu der Überzeugung, daß die Streuung der Einzeleigenschaften in der jungen Generation überraschend groß ist:

- Normale zehnjährige Kinder stehen in manchen Einzeleigenschaften auf dem Stand von fünfjährigen, in anderen auf dem Stand von fünfzehnjährigen.
- Bei normalen zwölfjährigen Kindern reicht die Streuung in Einzeleigenschaften von sechs bis zu 18 Jahren, bei normalen vierzehnjährigen von sieben bis zu 21 Jahren.

Das heißt: In bestimmten Eigenschaften kann der Entwicklungsstand der Kinder um die Hälfte ihres Lebensalters nach oben und unten schwanken.

Schwere Aufgabe für die Lehrer von heute

Wenn eine Klasse ihr Jahrespensum nicht schafft, dann kann das zu einem Teil daran liegen, daß auf die im Entwicklungsstand zurückgebliebenen Kinder Rücksicht genommen werden muß. Bei einer Betrachtung der Schulzeugnisse und der Zahl der Versetzungen kann die größere Zahl der Entwicklungsgehemmten und Spätzünder einen Begabungsschwund vortäuschen. So aufgefächert wie die Entwicklungsstadien der Jugendlichen in einer einzigen Altersklasse sind auch die Interessen.

Professor Huth sagt über seine neuen Untersuchungen auf diesem Gebiet: »Es ist ganz unmöglich, die Mannigfaltigkeit der Interessenrichtungen auch nur annähernd zu beschreiben. Es gibt nichts, was nicht irgendeinen Jugendlichen interessieren würde, aber es gibt auch nichts, was alle Jugendlichen einer Klasse, einer Gruppe, eines Betriebes gemeinsam interessiert.«

In keiner Generation der letzten Jahrhunderte waren die Jugendlichen so unterschiedlich in Entwicklung, Begabungsrichtungen und Interessengebieten wie in der jetzigen. Die Lehrer von heute sehen sich einer besonders schweren Aufgabe gegenüber, wenn sie dieser inhomogenen Jugend einen festumrissenen Wissens- und Lehrstoff vermitteln sollen.

»Es ist, als wären die Kinder schon für die Spezialisierung geschaffen, die sie später im Berufsleben erwarten wird«, hieß es vor kur-

Bildscharf wie noch nie

Gute Nachricht von GRUNDIG:

Jetzt macht Fernsehen erst so richtig Spaß. Das unschöne Flimmern gehört endgültig der Vergangenheit an. Die neuen Fernsehgeräte der Zauberspiegelserie 1962/63 zeichnen sich durch ein gestochen scharfes, naturgetreues Bild aus. Mehr noch: ob Sie nun direkt vor dem Gerät sitzen, oder ob Sie, ein paar Meter entfernt, vom bequemen Sessel aus eine Sendung verfolgen, immer genießen Sie ein absolut klares, zeilenfreies Fernsehbild. Sie brauchen nur auf eine Taste zu drücken – eingeschaltet für Sicht aus nächster Nähe, ausgeschaltet für „Fernsicht", bequemer geht es wirklich nicht mehr. Die GRUNDIG-Ingenieure haben eben an alles gedacht: hervorragende Bildqualität, kinderleichte Bedienung – und bestechend schöne, neue Gehäuseformen, die sich dem Niveau Ihrer Wohnungseinrichtung hervorragend anpassen. Selbstverständlich bietet das Haus GRUNDIG ein Programm, das allen Wünschen gerecht wird. Und dabei zu Preisen, die Sie überraschen werden. Bitte überzeugen Sie sich selbst bei Ihrem Rundfunkhändler.

Standgeräte
Fernsehkombinationen
Tischempfänger
Tragbare Fernsehempfänger



. . . natürlich von



Reichillustrierte Prospekte bekommen Sie kostenlos und unverbindlich bei Ihrem Händler oder direkt von der GRUNDIG-Werbeabteilung Fürth/Bay.



zem auf einer Hamburger Lehrerkonferenz. Merkwürdigerweise entwickeln die Kinder in der Schule schon viele Eigenschaften, die sie später im Leben brauchen können. Viele der weit aufgespaltenen Interessen lassen sich in bestimmte Kategorien einordnen: technische Fähigkeiten, Sinn für schnelle und praktische Lösungen von Problemen und Organisationstalent. Auf diesen Gebieten übertreffen die Jugendlichen von heute den Durchschnitt aller früheren Generationen.

Nach diesen Forschungsergebnissen aus den letzten Jahren spricht man nicht mehr gern von einem Begabungsschwund, sondern, wie Professor Huth sagt, von einer Begabungsverschiebung. Sein Würzburger Kollege Professor Dr. Wilhelm Arnold hat folgende drei Veränderungen in der Begabungsstruktur nachgewiesen:

- »Das sinnlogische Denken ... hat bei der großen Masse der durchschnittlich Begabten und bei den schlecht Begabten in Schärfe und Klarheit nachgelassen.
- Die Jugend ist an einem rascheren Handeln mehr interessiert und dazu mehr disponiert, während sie sich für ein überlegtes, beschauliches Besinnen und Überdenken der Handlungssituationen weniger aufgeschlossen zeigt.
- Rechenaufgaben werden heute schneller bewältigt, aber die Fehlerquote ist größer. Mit dem rascheren Tun ist ein Mangel an Gründlichkeit verbunden.«

Man kann daraus folgern, daß die Jugend oberflächlicher geworden ist, daß sie keinen Tiefgang mehr hat, daß sie allen Schwierigkeiten ausweicht und die bequemen Wege wählt. Die älteren Generationen haben es sich schwerer gemacht. Sie standen unter dem Eindruck des Schlagwortes der Jahrhundertwende: ›Wissen ist Macht‹. Man kann darüber streiten, ob die Art der Allgemeinbildung, die sie sich aneigneten, nur ein Ausdruck ihrer Ideale war. Sicher wa-

Begabungswandel: Manager in kurzen Hosen

ren sie auch überzeugt, daß sie mit einem guten Allgemeinwissen im Leben mehr erreichen würden.

Die moderne Jugend ist davon nicht mehr überzeugt. Ihre Idole sind jene Männer und Frauen der älteren Generationen, die clever genug waren, mit einem schwachen geistigen Fundament, aber viel praktischem Sinn in die Prominenz aufzurücken. »Die Jugend ist realistischer geworden«, stellt Professor Huth sachlich fest. Realistisch betrachtet, sind die Männer der letzten Generationen, die sich Macht und Ansehen geschaffen haben, nur in geringer Zahl unter den Gelehrten und Intellektuellen zu finden, am meisten dagegen unter den Firmengründern, den Leuten mit nüchternem Sinn für das Wesentliche und für Organisation. Heute sind es die Manager, die ihre Rolle übernommen haben.

Die ständigen Klagen über den angeblichen Begabungsschwund unserer Schulkinder beruhen auf einem Trugschluß

Der Zug zum Managertum ist heute schon bei den Schülern unverkennbar. Der Manager in kurzen Hosen ist nicht nur ein Produkt des Zweckmäßigkeitsdenkens, er wird auch von seiner Umwelt geformt. Die Reizüberflutung der Jugendlichen durch ständig neue Anregungen und Zerstreuungen macht es ihnen schwer, sich auf komplizierte Gedankengänge und ungestörte Überlegungen zu konzentrieren. Die Masse der Jugendlichen schont deshalb ihre geistigen Kräfte und versucht, mit einem Minimum an Aufwand ihr Leben zu meistern.

Auch bei der geistigen Elite in der jungen Generation zeichnet sich »eine ökonomische Beschränkung auf das Wesentliche« (Professor Mierke in Kiel) ab. Sie drängt zu Spitzenleistungen vor, indem sie auf einen hohen Grad von Allgemeinwissen verzichtet.

Am Schluß bleibt die Frage: Wird die Schule dem Begabungswandel, den die Wissenschaft ermittelt hat, gerecht?

Die Wissenschaftler antworten: Die Schule muß sich bemühen, die Begabungen, die in der jungen Generation angelegt sind und nach Entfaltung drängen, zu wecken. Sie muß praktischer, lebensnäher werden und manchen Ballast aus dem überkommenen Lehrstoff über Bord werfen. Die Auffächerung des Lehrstoffes in Spezialwissen darf jedoch nicht gleich in den ersten Schuljahren erfolgen. Die Neigung der jungen Menschen zur ›ökonomischen Beschränkung auf das Wesentliche‹ schließt selbstverständlich die Vermittlung einer rationellen Allgemeinbildung nicht aus.

Denn im späteren Berufsleben muß auch der genialste Spezialist — sei er nun Industriemanager, Forscher, Finanzexperte oder Jurist — sich in die vielfältigsten Probleme benachbarter Sach- oder Organisationsgebiete mit hineindenken und ihre Zusammenhänge überschauen können.

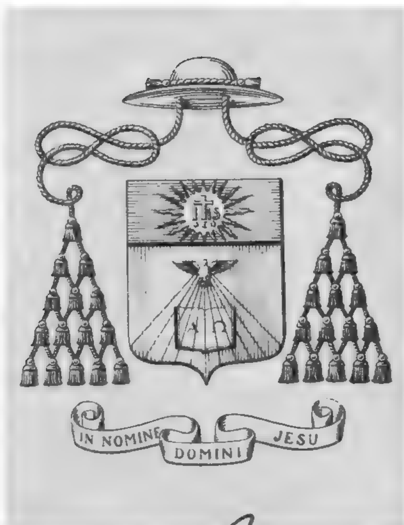
Die Jugend von heute ist also nicht minder begabt als die in anderen Generationen. Die Befürchtungen über den angeblichen Begabungsschwund unserer Kinder beruhen auf einem Trugschluß. Zu ihm kommt es nur, wenn man jungen Menschen von heute jenen breiten Wissensstoff aller Lehrgebiete aufpfropfen will, den der Mensch früher einmal für das Leben benötigte.

Diese Mißverständnisse lassen sich aber nur überwinden, wenn die Schule lernt, sich den Neigungen der jungen Generation zu geistigen Spitzenleistungen auf ganz speziellen Gebieten anzupassen.

Text: Herbert L. Schrader • Foto: Guido Mangold

DIE STUNDE DER EINHEIT?

Hoffnungen und Illusionen in Rom



Aug. Card. Bea

Rom feiert das Konzil. Ein außergewöhnliches Ereignis: Die rund 2500 Kirchenväter tagen in Gegenwart von Abgesandten der nichtkatholischen Kirchen. Dies beweist, wie stark sich die Beziehungen zwischen den Konfessionen zu wandeln beginnen. Die Mauern der Vorurteile werden abgebaut. Symbol und Motor für das verbesserte Verhältnis zwischen Rom und den Erben der Reformation ist der 81jährige deutsche Kurien-Kardinal Augustin Bea (links). Er beherzigte ein Leben lang, was er bereits in seiner konfessionell gemischten Oberschule erkannt hatte: Liebe und Zusammenarbeit überwinden auch Glaubensschranken. Der ›Kardinal der Einheit‹ will den Katholiken die Pflicht bewußt machen, für den Tag zu beten und zu arbeiten, an dem allen Christen die Stunde der Einheit schlagen wird.

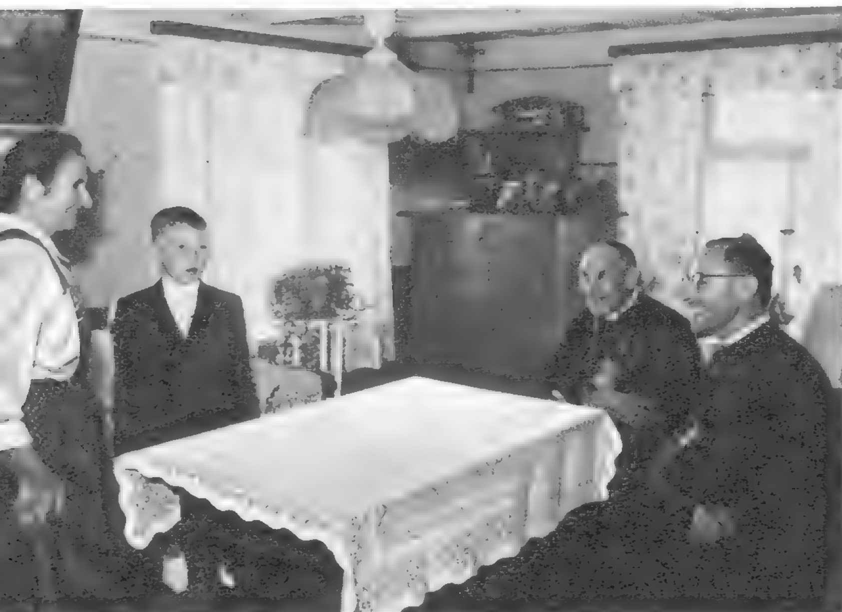
Der rüstige Greis mit dem von Güte und Geist belebten Gesicht pflanzte inmitten der grimmigen Welt von heute ein Banner der Hoffnung auf.

»Die Welt«, sagte er auf einer Presse-Konferenz, »erschauert vor den wissenschaftlichen Entdeckungen, die eine unvorstellbare Katastrophe, mehr noch, die Selbstvernichtung der Menschheit ermöglichen. Doch eine Einheit der 900 Millionen von den gleichen Prinzipien beseelten Christen in der Welt — welche Macht könnten sie darstellen! Stellt euch das vor!« So sprach Augustin



Ein Leben für die Versöhnung: Abiturient Bea (oben); Kardinal Bea (mit Ruhrbischof Hengsbach nach der Landung in Düsseldorf) ist ständig unterwegs, die Christen endlich miteinander auszusöhnen.

DIE STUNDE DER EINHEIT?



Sohn des Schwarzwalds: Kardinal Bea bei einer Stipp-Visite in seinem Elternhaus in Riedböhringen im Schwarzwald (mit Sekretär Pater Schmidt). Heute wohnen fremde Leute in dem Haus des Zimmermanns Bea; der Kirchenfürst war das einzige Kind seiner Eltern. In seinem römischen Arbeitszimmer tickt eine Schwarzwälder Uhr.



Prinz der Kirche: Papst Johannes XXIII. setzt dem Professor Bea den roten Kardinalshut auf. Daß der Pontifex Maximus den deutschen Jesuiten in den Rang eines Prinzen der Kirche erhob, war insofern außergewöhnlich, als ein Jesuit nach den Regeln seines Ordens nicht Kardinal werden kann. Deshalb mußte Johannes XXIII. seinen Wunsch durch einen päpstlichen Befehl bekräftigen.

Bea, 81, Jesuit und einziger deutscher Kurien-Kardinal* in Rom.

Die Vision von der hoffnungerregenden Friedensmacht einer geeinten Christenheit ist für den Prinzen am päpstlichen Hofe nicht bloß ein frommer Wunsch. Seine Vision (und ein Auftrag seines Heiligen Vaters Johannes XXIII.) haben vielmehr in ihm auf seine alten Tage jugendlichen Tatendrang entfacht.

* Kardinäle gelten als Söhne des Papstes und sind nach ihm die höchsten geistlichen Würdenträger. Die an der zentralen Verwaltungsbehörde des Heiligen Stuhls (Kurie) tätigen Kardinäle heißen Kurien-Kardinäle.

Beas Mission: Die seit Jahrhunderten ›getrennten christlichen Brüder‹ einander näherzubringen und gemeinsam mit ihnen auf den Tag hinzuarbeiten, an dem, so Gott will, die Stunde der Einheit schlägt.

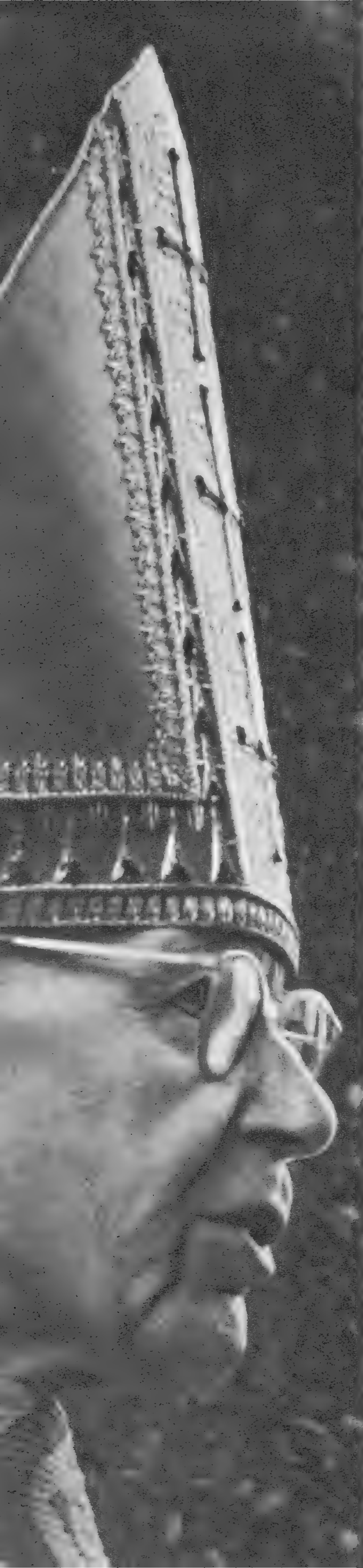
Als Chef des päpstlichen ›Sekretariats zur Förderung der Einheit der Christen für die Vorbereitung des II. Vatikanischen Konzils‹ hatte Bea dabei in den letzten zwei Jahren eine doppelte Aufgabe zu bewältigen. Er sollte 1. Kontakte zu den nichtkatholischen Kirchen herstellen und 2. für die rund 2500 Konzilsväter konkrete Vorschläge ausarbeiten lassen, wo und wie man den andern Christ-Konfessionen entgegenkommen könne.

Unter Beas Ägide formulierten die katholischen Einheits-Sekretäre (das ursprünglich als Konzils-Vorbereitungs-Sekretariat gegründete Ressort wird auch nach dem Konzil weiterarbeiten) Empfehlungen wie diese:

Größere Toleranz in der Mischehen-Frage und Respektierung der Glaubensfreiheit von Nichtkatholiken in katholischen Ländern.

Das Schicksal dieser Vorschläge liegt in den Händen des Konzils. Der Erfolg von Beas Kontaktsuche hingegen läßt sich schon jetzt nicht mehr übersehen: Während Rom in der vergangenen Woche mit dem prunkvollen Zeremoniell der geistlichen Monarchie den Zusammentritt des höchsten katholischen Kirchengremiums (siehe Kasten Seite 41) feierte, waren sich die christlichen Brüder — obwohl nach wie vor durch dogmatische Welten getrennt — näher denn je.

Auf einer eigens für das Konzil hergerichteten Empore im Längsschiff der mächtigen Peters-Kirche saßen über zwanzig ›Beobachter-Delegierte‹ von zwölf nichtkatholischen Religionsgemeinschaften. Lutheraner, Anglikaner, Quäker



Reform in Rom: Eine Vorbereitungs-Kommission für das Konzil Vaticanum II tagt. Es wird nicht nur das größte Konzil in der Geschichte der Christenheit sein, sondern zugleich auch das am besten vorbereitete.



DIE STUNDE DER EINHEIT?

und Kopten, Abgesandte der Evangelischen Kirche Deutschlands, der Altkatholischen Kirche, des Weltrats der Methodisten, des Presbyterianischen Weltbundes und des Weltkirchenrates — sie alle übersprangen den einst unüberwindlichen Graben der Vorurteile zwischen den Konfessionen.

Noch bemerkenswerter: Bereits Wochen und Monate vor dem Konzil wurden die Beziehungen zwischen Rom und den anderen Christengemeinschaften herzlicher, als sie es je gewesen.

Und das war nicht zuletzt das Verdienst von Augustin Kardinal Bea. Der deutsche ›Einheits-Kardinal‹ — so nannte ihn seine Biographin Eva Maria Jung-Inglessis* — aber hatte weltweit so viel Popularität gewonnen, daß man ihn, der noch vor drei Jahren nur unter den Theologen einen (allerdings hervorragenden) Ruf hatte, ohne Übertreibung zu den international bekanntesten Männern des Weltkatholizismus rechnen konnte.

Daß Ruf und Ruhm des Kardinals Bea heute weit über die Konfessions-

* Eva Maria Jung-Inglessis: Augustin Bea, Kardinal der Einheit. Paulus Verlag Recklinghausen, 1962, 152 Seiten, 4,80 Mark.



◁ Handschlag in Hannover: Um Brücken zu den von Rom getrennten Christen zu schlagen, besuchte Bea viele nichtkatholische Kirchenfürsten. In Hannover sprach er mit dem evangelischen Bischof Lilje.

grenzen hinausstrahlen, beweist, welch glückliche Wahl Papst Johannes XXIII. getroffen hatte, als er den stillen Gelehrten (Bibelwissenschaft) mit dem Einheits-Sekretariat betraute. Tatsächlich bedeutete die Beauftragung Beas die Krönung eines Lebens, das ganz im Zeichen eines noblen Dialogs mit den getrennten protestantischen Brüdern stand.

Dieser Dialog begann bereits in der Jugend Augustin Beas, der am 28. Mai 1881 dem Zimmermann Karl Bea und dessen Frau Maria Immakulata (so genannt, weil sie zwei Tage vor der Verkündung des Dog-



DIE STUNDE DER EINHEIT?

mas der Unbefleckten Empfängnis zur Welt kam) geboren wurde.

Von dem körperlich zarten Sohn des Schwarzwald-Dörfchens Riedböhringen hatten der Ortspfarrer und der Hausarzt der Beas* ganz genaue Vorstellungen. »Der müßte wohl Priester werden«, riet der Pfarrer. »Er wird höchstens noch drei Monate leben«, prophezeite der Arzt, als er an das Krankenbett des elfjährigen Augustin geholt wurde. Diagnose: Tbc.

Augustin Bea überlebte die Tbc und wurde Priester. Ängstliche ärztliche Prognosen begleiteten ihn sein Leben lang.

Der künftige Priester besuchte zunächst eine Konfessionsschule im badischen Sasbach, die ›Lendersche Lehranstalt‹. Nach vier Jahren verließ er 1897 die katholische Schulbank, um zusammen mit Protestanten und Katholiken im Konstanzer Gymnasium zu büffeln.

Bea heute über seinen Schulwechsel: »Wenn Sie mich fragen, aus welchem Grunde das geschah, dann muß ich ehrlich sagen, ich weiß es nicht ... Ich sehe heute in meinem Abschied von Sasbach eine Lenkung der Vorsehung.«

Mehr noch: Bea glaubt, Gott habe ihn, indem er ihn direkt in das Konfessionsgemisch von Konstanz hineinführte, schon als Obersekundaner für das vorbereiten wollen, »was der Wille des Heiligen Vaters mir (durch die Ernennung zum Einheits-Sekretär) auferlegt hat.«

Im Konstanzer Klassenzimmer fand Bea zum erstenmal, »daß man die, die durch den Glauben von einem getrennt sind, gewinnt durch Liebe, durch Güte, durch Zusammenarbeit«. Die Einsicht trug frühe Früchte: Einer aus Beas Klasse, Günther Dehn, wurde evangelischer Theologie-Professor und blieb dem katholischen ›Rivalen‹ ein Leben lang freundschaftlich verbunden. Als Bea 1959 zum Kardinal kreiert wurde, kam eines der ersten Glückwunschtelegramme von Dehn.

* Die Vorfahren der Beas lebten um 1500 in Nürnberg und hießen damals Beham (Böhme). Das Schluß-M fiel schon bald der süddeutschen Aussprache zum Opfer. Der Großvater des Kardinals strich auch das H in der Mitte.

Den Abiturienten Bea (alle Fächer ›sehr gut‹, nur Religion ›gut bis sehr gut‹) zog es zu religiöser Gelehrsamkeit, der er sich in einem Orden völlig widmen wollte. Zunächst tendierte er zu den Benediktinern. Biographin Jung-Inglessis glaubt zu wissen, weshalb er nicht bei dieser Wahl blieb.

Bea fürchtete, seine Stimme sei für die bei den Benediktinern üblichen gregorianischen Chorgesänge nicht gut genug. Später jedoch, als er einen Abtprimas in Rom singen hörte, soll er gesagt haben: »Es hätte doch gereicht.«

So entschied er sich für die Jesuiten (Societas Jesu) — sehr zum Kummer seines Vaters. Was Vater



Ignatius von Loyola
Die Heiligen wurden zornig.

Bea gegen die Jesuiten einzuwenden hatte, ist unbekannt. Tatsache ist jedoch, daß dieser Orden von einem schillernden Ruf umgeben war.

Respekt und Argwohn, mit denen man diesem faszinierendsten aller Kirchen-Orden durch die Zeiten begegnete, kommen treffend in einer spanischen Anekdote zum Ausdruck.

Eines Tages entschloß sich Gott — so die Anekdote —, einen Sekretär anzustellen, und er bat die Heiligen, ihm einen Kandidaten aus ihren Reihen vorzuschlagen.

Die Heiligen waren sich sofort einig: Diese Vertrauensstellung käme nur einem zu, Petrus. Doch als sie sich gerade anschickten, die Petrus-Bewerbung an den Herrn



Pius XI.



Pius XII.



Johannes XXIII.

Die Reformation kam, weil die Deutschen wieder fromm sein wollten.

weiterzuleiten, kam der heilige Ignatius von Loyola (Begründer des Jesuiten-Ordens) und gab seine eigene Bewerbung ab.

Der Zorn der Heiligen schlug um in helle Empörung, als sie erfuhren, daß sich Gott für den heiligen Ignatius entschieden hatte. Petrus selbst machte sich auf, um dem Herrn seinen Gram kundzutun.

Mit einem hilflosen Achselzucken sagte da Gott: »Ich bin mir völlig dessen bewußt, wie dir zumute sein muß, mein lieber Petrus. Aber was hätte ich tun sollen? Du weißt doch, wie es ist ... Ignatius wurde von den Jesuiten empfohlen.«

Moderne Historiker sind sich indessen einig, daß der 1534 gegründete Orden (Ziel: Ausbreitung und Befestigung des Glaubens mit den jeweils zeitgemäßen Mitteln) deshalb in den Ruf von unschlagbarer List und Skrupellosigkeit gekommen war: Die Jesuiten waren zu erfolg- und einflußreich, um nicht Widersacher und Neider (vorwiegend in katholischen Landen) auf den Plan zu rufen.

Unbeugsame Glaubenskraft, militärische Zucht und geistig-geistliches Königsformat machten die ›Legionäre Jesu‹ zu einer Elite-Truppe des Glaubens, die auszog, die Welt für das Christentum zu erobern. Jesuiten waren es, die die Gegenreformation betrieben (aber auch gleichzeitig in der katholischen Kirche immer wieder Reformen bewirkten).

Von den Jesuiten der Zeit zwischen 1556 und 1750 wurden 23 Heilige, mehr als hundert Märtyrer und Bekenner des Ordens wurden seliggesprochen. Aber: Ihre Aktivität verschaffte den Jesuiten auch Einfluß im weltlichen Bereich. Und damit luden sie Unheil ein.

Sie wurden (vorübergehend) verboten, unterdrückt, mit dem Schwert verfolgt. (Von Papst Klemens XIV. 1773 auf Druck weltlicher Mächte aufgehoben, blieb der Orden nur im Preußen Friedrichs des Großen und in Rußland unbehelligt. Erst 1814 wurde die Societas Jesu wiederhergestellt.)

Bismarck verbannte im Verlauf des Kulturkampfes die Jesuiten aus Deutschland (1917 wurde das Verbot wieder aufgehoben). Augustin Bea mußte, um — wie er sagt — seinen »Intellekt jesuitisch präparieren« zu lassen, Deutschland verlassen. Er ging nach Holland.

Am 25. August 1912 wurde er — nachdem er durch die einzigartige

Was ist ein Konzil?

Nach den Kanons des katholischen Kirchenrechts sind der Papst und die Konzilväter (Kardinäle, Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe, gewisse Äbte, Prälaten, Ordensvorsteher und Titularbischöfe) zusammen »Träger der höchsten Regierungsgewalt über die ganze Kirche«. Aber der Papst allein hat das Recht, die »Gegenstände zu bestimmen, die auf ihm (dem Konzil) verhandelt werden sollen ...« Außerdem erlangen die Beschlüsse der 2500 Konzilsväter erst dadurch Kraft, daß sie von Seiner Heiligkeit bestätigt und auf ihr Geheiß veröffentlicht werden.

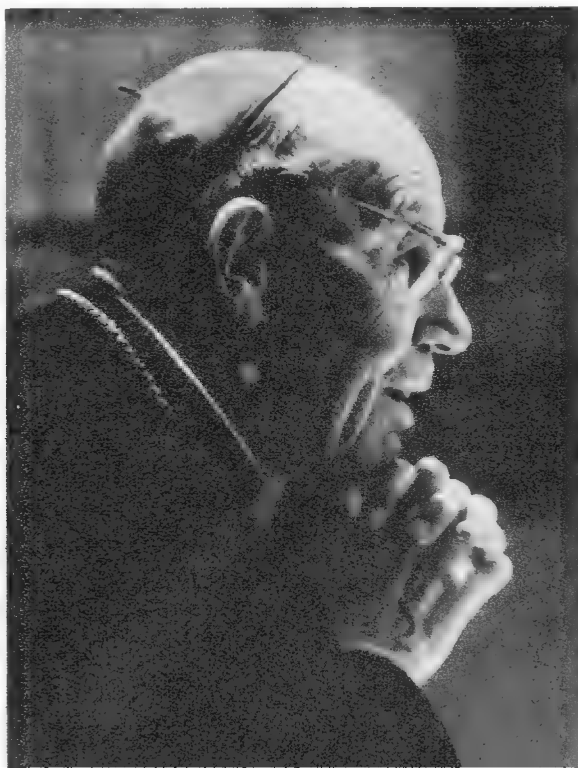
DIE STUNDE DER EINHEIT?



»Der Erfolg unserer Arbeit für die Einheit ist Gottes Sache . . .



. . . bei den Menschen ist es unmöglich, nicht bei Gott . . .



. . . denn bei Gott sind alle Dinge möglich.«

Schule jesuitischer Ausbildung gegangen war — zum Priester geweiht.

Die Jesuiten, einst Missionare und Beichtväter der Regenten, haben in diesem Jahrhundert vorwiegend große Gelehrte hervorgebracht. Augustin Bea gehört zu ihnen.

Ausbildung und Fachrichtung (Bibelwissenschaft) waren wiederum auf Beas Lebenswerk, den Dialog mit den getrennten Brüdern, angelegt. Als Jesuit zeichnete er sich durch die typische Vorurteilslosigkeit aus (was nicht mit Liberalismus verwechselt werden darf). Als Bibelwissenschaftler aber war er gerade mit dem Gegenstand befaßt, der für den gläubigen Protestanten die einzige Glaubensquelle darstellt: mit der Heiligen Schrift.

»Über die Bibel haben sich die Christen getrennt, über die Bibel müssen sie sich wiederfinden.« Dieser Ausspruch des verstorbenen Bischofs Besson von Genf klinge — so meint Biographin Jung-Inglessis — »wie eine Prophezeiung auf Kardinal Bea hin«.

In der Tat: Die Bibel, für den Protestanten heilig, galt im Katholizismus bis ins 19. Jahrhundert als minderrangig — gegenüber dem Lehramt der Kirche. So wurde es geradezu als eine Sensation empfunden, als Papst Leo III. (Amtszeit: 1878—1903) den Katholiken ausdrücklich empfahl, die Bibel zu lesen (was Laien bis dahin verboten war).

Papst Leo sprach auch von den Protestanten als von den ›sehr geliebten Brüdern‹. In seine Amtszeit fallen die ersten Anzeichen dessen, was der Lutheraner und Konzils-Delegierte Professor Skydsgaard (Dänemark) das ›evangelische Wiedererwachen‹ innerhalb der römischen Kirche nennt.

Zu diesem — freilich nicht von Rückschlägen verschont gebliebenen — ›evangelischen Wiedererwachen‹ gehörte nicht nur die Wiederentdeckung der Bibel. Führende Katholiken begannen auch, Luther, die Reformation und die Protestanten in einem neuen Licht zu sehen (im Geiste des heiliggesprochenen Wiener Predigers Klemens Hofbauer, der seine Glaubensgenossen beschwor: »Die Reformation kam, weil die Deutschen wieder fromm sein wollten«).

Der bedeutende Gelehrte und Staatsmann Pius XI. (1922—1939), in dessen Amtszeit der Professor Bea an das Päpstliche Bibelinstitut in Rom berufen wurde, sagte 1927 im Hinblick auf die getrennten Brüder: »Man kennt nicht all das Kostbare, das Gute, das Christliche in jenen Bruchstücken der katholischen Wahrheit. Die Felsstücke, die von einer goldhaltigen Bergwand losgebrochen sind, sind ebenfalls goldhaltig.«

Seit seiner Übersiedlung nach Rom war Beas Leben schicksalhaft mit dem Wirken der letzten drei Päpste verbunden. Pius XI. (er schon suchte nach Wegen, die zur christlichen Einheit führen könnten) schätzte den Jesuiten-Professor als Autorität auf dem Gebiet der Bibelwissenschaft. Von Bea ließ er sich eine Expertise über das (umstrittene) Todesjahr Christi anfertigen. Beas Forschungsergebnis: Christus starb im Jahre 33.

Pius XII., der Papa Pacelli, bestellte Augustin Bea zu seinem Beichtvater. In Rom ist es ein offenes Geheimnis, daß Pacelli seinem Beichtvater den Rücken stärkte, als Beas Bibelinstitut von konservativen Kurienkreisen unter Beschuß genommen wurde.

Hatte sich doch Bea nicht gescheut, die Methodik und viele Erkenntnisse der grundlegenden kritischen protestantischen Wissenschaft auch für die katholische alttestamentliche Bibelforschung zu nutzen. Praktisch begann damit eigentlich das große Gespräch mit der protestantischen Theologie. Die Erz-Konservativen aber witterten Ketzerei und bezichtigten die Bibelforscher einer ›Wühlarbeit von Termiten‹. Unter offenkundiger Anspielung auf Kardinal Bea und seine jesuitischen Mitbrüder wetterte der prominente italienische Theologe Monsignore Antonino Romeo: »Die Behauptungen einiger Ordensleute zerstören sogar die Fundamente unserer Religion.«

So war Augustin Kardinal Bea vorbereitet, als ihm Johannes XXIII. seine Lebensaufgabe übertrug, die Kontakte mit den getrennten Brüdern zu verstärken und den Katholiken die Pflicht bewußt zu machen, für die Einheit der Christen zu beten und zu arbeiten.

Die Aufgabe gab dem Achtziger neue Kraft. Seit zwei Jahren war er unermüdlich unterwegs, zwischen New York und München, Paris und Essen, Zürich, Hannover und Rom. Er konferierte mit den getrennten Brüdern, gab Pressekonferenzen und hielt Vorträge in überfüllten Hörsälen.

Die Welle guten Willens, die ihm dabei entgegenschlug, machte deutlich, wie stark unter den Christen (denen zweifellos die dogmatischen Schranken zwischen den verschiedenen Bekenntnissen vielfach unverständlich geworden sind) der Wunsch nach Wiedervereinigung gewachsen ist.

Meinungsumfragen bestätigen das. So erhielten die von der Katholischen Aktion in Bayern 1961 ausgesandten Kundschafter auf die Frage: »Was ist die wichtigste Frage, die das Konzil beantworten müßte?« von 43 Prozent der getesteten Protestanten und Katholiken die Antwort: »Einheit im Glauben.« Genau der gleiche 43er Prozentsatz ergab sich bei einem ähnlichen Gallup-Test in Frankreich.

Doch Augustin Kardinal Bea, ein Durch-und-durch-Realist, macht sich trotz seiner stimulierenden Einheits-Visionen keine Illusionen, die in Menschenaltern geweitete Kluft zwischen den Kirchen könnte so schnell überbrückt werden, wie man eine Brücke über den Rhein schlägt.

»Das II. Vatikanische Konzil wird kein Unions-Konzil sein«, sagte er immer wieder, »dazu sind weder die getrennten Brüder noch die Katholiken selber reif.«

Aber: Das Konzil kann die »Einheit aller in Christus Getauften auf lange Sicht vorbereiten«.

Und während er so sprach, strahlte — wie ein protestantischer Pastor nach einem Bea-Vortrag notierte — »etwas vom Frieden Christi aus der Gestalt und den Worten des großen Prälaten«.

Fotos: Slomifoto, KNA, UPI

ERNTE 23

Was unter warmer Sonne reifte,
wird bei der Ernte Blatt für Blatt sorgsam verlesen.

Nur Spitzensorten sind gut genug für die Mischung mit dem Namen ERNTE 23.

VON HÖCHSTER
REINHEIT

SANKT PETER

Kein stilles Bethaus ist Sankt Peter, sondern die große Zeremonienkirche des Papstes, das Symbol der weltumfassenden katholischen Kirche, die auf den Trümmern des römischen Weltreiches ihre Macht errichtete und in deren Bau Roms Ordnungswille fortlebt.

Griechenlands Städte, das römische Imperium und das Christentum stehen am Anfang der Geschichte Europas. Die Fundamente, die damals gelegt wurden, sind die Säulen der Kultur und Zivilisation unseres modernen Abendlandes, das nach jahrhundertelanger nationaler Zersplitterung jetzt wieder zu neuer Einheit drängt. Um das neue Europa zu bauen, ist es notwendig, die großen Leistungen seiner Vergangenheit zu kennen.

Als in Rom die Verfolgung der Christen unter Nero begann, so erzählt die Legende, floh Petrus aus der Stadt. Die Christen hatten ihm dazu geraten, damit er sich selber und ihnen sein Leben erhalte. Auf der Via Appia begegnete ihm der Herr. Wie einst in Jerusalem vor dem Todesgang fragte Petrus: »Herr, wohin gehst du?« Der Herr aber sprach: »Nach Rom, um mich wiederum kreuzigen zu lassen.« Und verschwand. Petrus aber verstand ihn. Und ging wieder zurück in die Stadt Neros und ließ sich kreuzigen und nahm seinen Tod auf sich. Eine kleine Kirche ›Domine quo vadis‹ an der Appischen Straße erinnert an den Ort, wo der Legende nach der Herr seinem

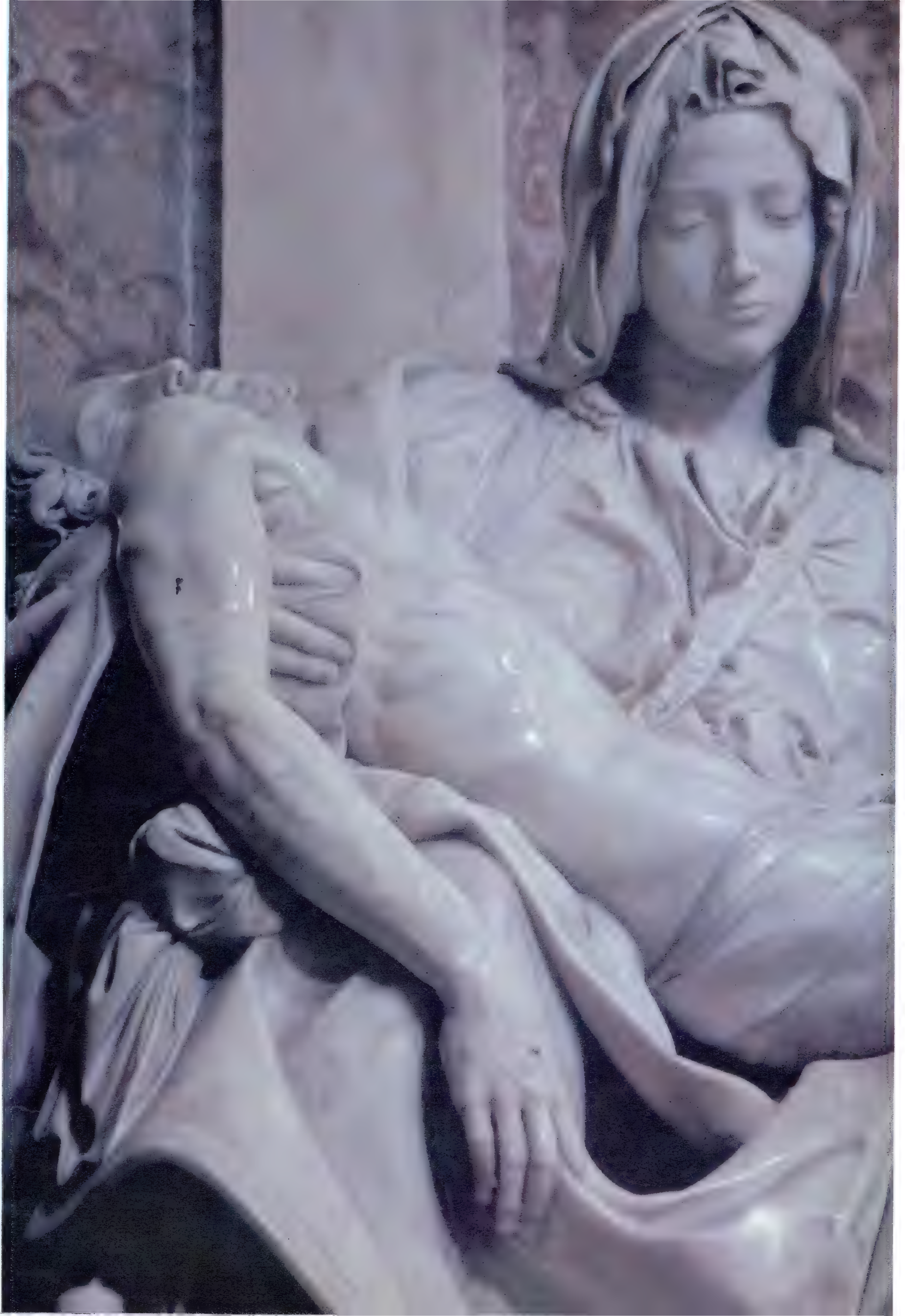


Von der Kuppel Sankt Peters überblickt man das kleine diesseitige Reich der Päpste, das doch der Welt bedeutendstes ist. Wie Riesenarme greifen Berninis Kolonnaden nach den Völkern der Erde.

Symbol höchster päpstlicher Lehr- und Schlüsselgewalt ist der Thronsessel Petri. Als Bernini ihn im Auftrage Alexanders VII. mit barocker Pracht umkleidete (1656 bis 1665), war die Einheit des christlichen Abendlandes bereits zerbrochen. Europas Herrscher lehnten sich gegen Roms jahrhundertealte Vormacht auf. Von Deutschland aus erfaßte Martin Luthers Reformation die Welt.

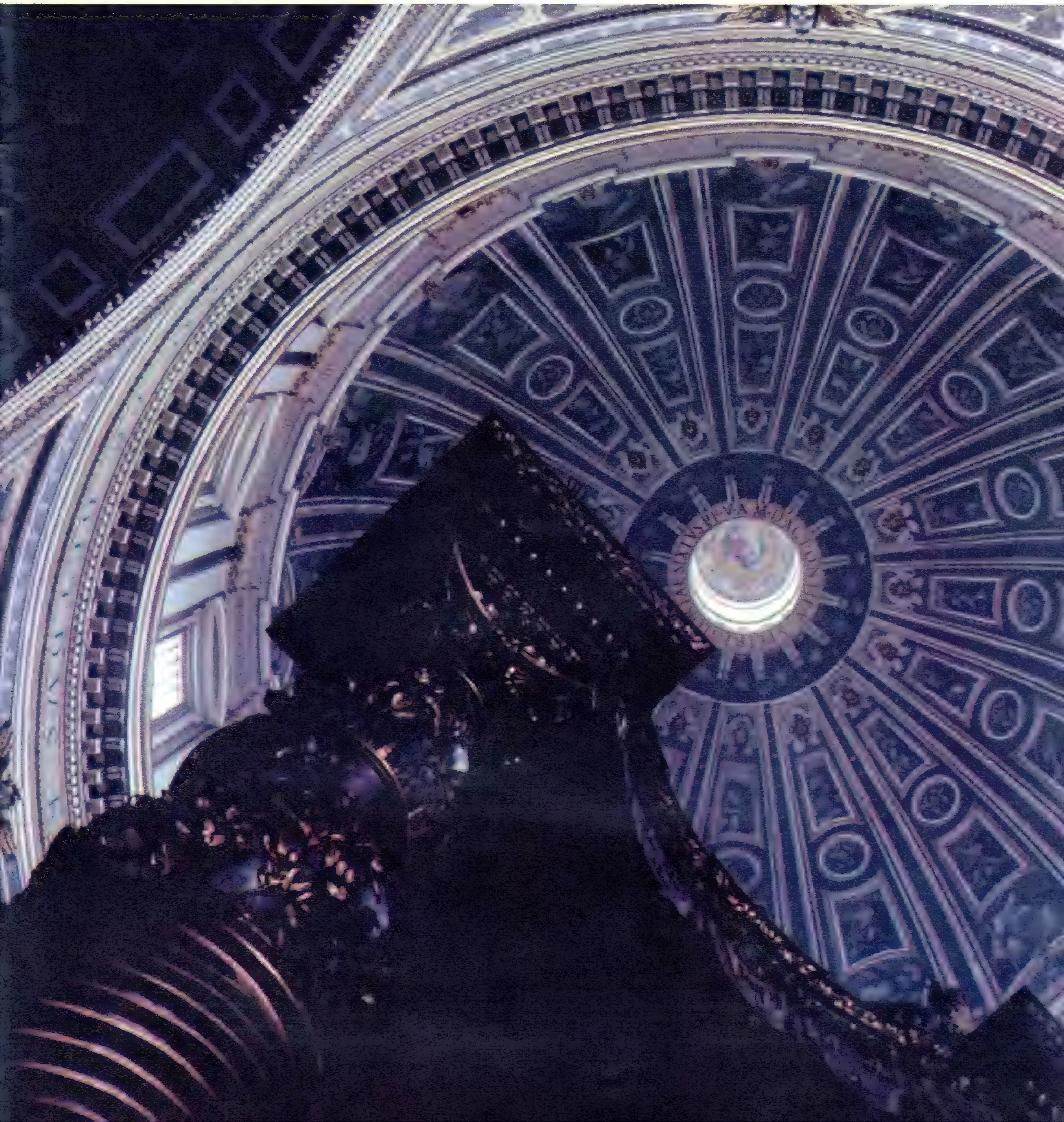






Trostspenderin für Millionen Menschen in rund 500 Jahren ist Michelangelos weißmarmorne Klage, die Pieta, die er während seines ersten Aufenthaltes in Rom (1496 - 1501) im Alter von 23 Jahren in nur einem Jahr schuf. Eine Klage ohne Worte, die um das Geheimnis der Erlösung weiß. Sie ist das größte künstlerische Kleinod der Peterskirche, weiße Flamme auf dunklem Grund, antike Schönheit, mittelalterliches Motiv und modernes Lebensgefühl in sich vereinigend.

Symbol ewigen menschlichen Sehnens ist die himmelstürmende Kuppel Michelangelos, innen 119 Meter hoch, entworfen von dem über siebzigjährigen Künstler, der ihre Vollendung nicht mehr erlebte. Sie wurde über der Stelle erbaut, wo das Grab des Apostelfürsten liegen soll. Eine Marmortreppe führt hinab. Bernini türmte darüber (1633) den 29 Meter hohen Barock-Baldachin.



NEU

Hier ist
das einzige
Haarwasser
mit gedehnter
Vitamin-
Wirkdauer



Der neue Wirkstoff Pantyl bringt wichtige Vitamine bis tief unter die Kopfhaut. Speichert sie dort für viele Stunden als Nahrung für Ihr Haar. – Dazu ein wichtiger Aktivstoff gegen Schuppen: Die Kopfhaut bleibt frei, der Haarboden atmet. So verhindert man Haarausfall.

Gesundes Haar von Grund auf – Ihr Haar braucht Panteen

SANKT PETER

Jünger, der ihn einst verleugnet hatte und den er trotzdem Kephas — der Fels — benannte, diese Lehre erteilte. Dort, wo Petrus begraben wurde, wölbt sich weit prächtiger und mächtiger die Grabeskirche, Symbol der katholischen Christenheit.

So ist denn auch diese Legende nicht nur symbolisch für die Geschichte Petri, sondern auch für die Geschichte der Nachfolger auf seinem Stuhl, die eine Folge von Wankelmütigen und Kämpfenden, Leugnenden und Liebenden ist. Sehr oft brachten sie das apostolische Schiff ins Wanken, aber nie zum Zerschellen.

Als der Grundstein zum Bau der Peterskirche gelegt wurde, war es erst einige Jahre her, daß der Dominikaner Savonarola gegen die Verderbnis des römischen Borgia-Papstes gewettert hatte (1498) und dafür gefoltert, gehängt und verbrannt worden war. Ein Bußprediger war einem verbrecherischen Papst unterlegen.

Auf Petri Stuhl saß zu Beginn des neuen Kirchenbaus Julius II. (1503—1513), der sich in Erinnerung an den großen Julius Cäsar seinen Namen gab. Von christlicher Demut hatte er nichts. Er war ein weltlicher Kraftmensch, Vater einer Tochter und hieß mit Recht ›der Schreckliche‹, denn er war wohl der kriegerischste aller Apostelfürsten. Aber er rettete das Papsttum. Während im 15. Jahrhundert noch der kleinste Baron die päpstliche Macht verachtete, hatte jetzt sogar der König von Frankreich Respekt vor ihm.

Er war auch einer der größten römischen Mäzene. Nach seinem Willen sollten die Päpste Herren und Meister im Spiel der Welt und Rom die schönste Stadt der Erde sein. Von der urchristlichen Einfachheit hielt er wenig. Er hatte auch keine Beziehung zu der alten fünfschiffigen Basilika, die der erste christliche Kaiser Roms, Constantin, über dem Grabe Petri errichten ließ. In den über 1000 Jahren, die seither verflossen waren, hatte zwar das Christentum die Welt erobert. Aber die Welt hatte sich gerächt und heimlich wieder Eingang in das Christentum gefunden.

So entschloß sich Julius — und er nahm damit einen Plan eines Vorgängers auf —, die Basilika ganz abreißen und wiederaufbauen zu lassen: zum größten Dom der Welt, »welcher von einem Mittelpunkt aus alle Glieder, die größten Räume und Verhältnisse zur Einheit verbinden würde«.

Mehr als hundert Jahre vergingen, viele Päpste starben darüber hinweg, bis der steinerne Triumphgesang der Weltkirche vollendet war. Generationen arbeiteten an



Und Jesus sprach zu ihm (Matthäus 16): »Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und will dir des Himmelreiches Schlüssel geben.« Auf dieses Gespräch vor bald 2000 Jahren baut sich das Papsttum auf. Wie ein Senator Roms sieht Petrus aus, sein bronzener Fuß ist von Millionen Pilgern glattgeküßt.



»Bist du aber alt geworden, so wirst du deine Hände ausstrekken, und ein anderer wird dich gürten . . .«. So deutete Christus den Kreuzestod des Fischers aus Galiläa an, seines Stellvertreters auf Erden, dessen 261. Nachfolger Papst Johannes XXIII. ist. Roms erster christlicher Kaiser, Constantin, ließ über Petri Grab eine Basilika errichten (geweiht 326), an deren Stelle später Sankt Peter erbaut wurde. Eine Marmortreppe führt zum Grab hinab.

dem 15 160 Quadratmeter umfassenden Bau — wie einst die Künstler an den gotischen Kathedralen des Mittelalters.

Als der berühmteste Baumeister jener Zeit, Bramante, den Dom begann, waren Einfachheit und Harmonie in Linien und Form das Ideal der Zeit. Er erstrebte eine Vereinigung der großen Römerbauten, wollte das Pantheon auf die Maxentiusbasilika türmen. Michelangelo nach ihm versuchte, die Sehnsucht der Renaissance zu verwirklichen. Er empfand leidenschaftlicher, wuchtiger, himmelstürmender und baute die Kuppel, die vollendetste der Welt, die Rom beherrschende. Maderna und Bernini schließlich, Kinder des Barocks, vollendeten den Bau.

Vier riesengroße Heilige in der Peterskirche tragen auf ihren Fingerspitzen den ehernen Verschluß, in dem sich der schlichte Holzsessel des ersten römischen Bischofs befindet. Es sind die Kirchenväter Athanasius, Chrysostomos, Augustinus und Ambrosius. Bischöfe, die nach Vollendung der Heiligen Schrift um die Wende des vierten Jahrhunderts als Zeugen für die Lehre der Kirche angerufen wurden.

In den Kämpfen der jungen Kirche gegen die Staatsgewalt und gegen die anbrandenden Wellen der Ketzerei war Athanasius, Bischof von Alexandria (gestorben 373), und nicht der römische Bischof, der gewaltigste Streiter. Seine Kämpfe muten an wie ein Vorspiel der großen mittelalterlichen Machtkämpfe zwischen Papst und Kaiser. Augustinus, Bischof von Hippo Regius in Nordafrika, der größte Theoretiker der lateinischen Kirche, gab einem Jahrtausend das Schwert gegen die Freiheit des Glaubens in die Hand: Er forderte, daß man mit Gewalt die Einheit der Kirche, die geistige, verteidigen müsse, wenn das Wort allein nicht ausreiche. Als 410 die Goten Rom eroberten, als die Römer klagten, ihre alten Götter rächten sich an dem christlichen Reich, da begann Augustinus sein Werk über den Gottesstaat, die Vision eines religiös beherrschten Staatswesens, das im Mittelalter dann unter der Führung des Papstes die Erbschaft des Westreiches übernehmen sollte. Ambrosius, der streitbare Mailänder Bischof, stellte bereits im vierten Jahrhundert die Kirche über den Staat und legte die Anfänge zur christlichen Universalkirche. Chrysostomos aber, Patriarch von Konstantinopel (407 gestorben), schenkte der Ostkirche die gebräuchlichste Liturgie.

Fast alle Päpste liegen in der Peterskirche begraben. Ihre Geschichte ist die Geschichte der katholischen Kirche. Die ersten Bischöfe auf Petri Stuhl waren noch unbedeutend. Aber schon in der Märtyrerzeit mühten sie sich um Eintracht und Ordnung der Kirche und um den Vorrang Roms im Konzert der Bischöfe. Immer stärker wuchs ihr Ansehen, immer größer wurde ihr Wohlstand durch reiche Schenkungen. Als Augustin 430 starb, lagen bereits der Glanz und die Macht auf dem Stuhl Petri. Besonders in den Wirren der Völkerwanderung waren die Päpste Hort der Kultur und Gesittung. Sie waren auch der Hort der Freiheit gegen die cäsaro-papistischen Ansprüche von Byzanz.

Die ersten großen Päpste der Frühzeit, Leo I. und Gregor I., legten den Grund für den Aufstieg des Papsttums im Mittelalter. Leo der Große versuchte, an die Stelle der zerbrechenden Einheit Roms die Einheit der Kirche zu setzen. Gregor der Große warf sein Fischernetz nach den Völkern Germaniens aus. Er sandte Missionare bis nach Irland. Von dort aus brachten sie, Kenner der griechischen Sprache und Literatur, nach den Wirren der Völkerwanderung dem verwüsteten Festland wieder die antike Bildung und entzündeten deren Licht in den Klöstern Europas.

Gregor der Große erkannte bereits die künftige Bedeutung des Frankenreiches. 200 Jahre nach seinem Tod wurde Karl der Große in der alten Petersbasilika in Rom zum Römischen Kaiser Deutscher Nation gekrönt. Im Schutze des kaiserlichen Herrn und des Papstes gewann der angelsächsische Mönch Bonifatius die Völker Europas dem Christentum und bereitete das lateinisch-deutsche Mittelalter vor. Karl der Große erneuerte das römische Reich und führte die Kirche zu höchster Blüte. Zentrum seines neuen Imperiums war die Kaiserpfalz zu Aachen. Und dieses neue Imperium übernahm Gedanken, Recht und Güter der Kultur von dem alten, das jetzt in drei Gruppen zerfallen war: die byzantinische, die lateinisch-germanische und die arabische. Denn schon hatte Mohammed seine Berufung zum Propheten vernommen und sich daran gemacht, die Welt für sich zu gewinnen. Künstler und Gelehrte am Hofe Karls des Großen förderten die karolingische Renaissance, ein Versuch, antike Kultur in die Gegenwart zu übernehmen.

Nach dem Tode Karls und nach der Teilung seines Imperiums stieg die Macht der Päpste empor. Ein Auf und Ab ist ihre Geschichte, von Macht und Ohnmacht. Als der Grundstein zu Sankt Peter gelegt wurde, hatte die Kirche gerade mit Alexander VI., dem Borgia-Papst, ihren tiefsten Tiefpunkt überwunden. Gott war unter die Götter versetzt worden. Und der Augustinermönch Martin Luther, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts nach Rom kam, fuhr, angewidert vom weltlichen Treiben und Unwesen der Kirche, nach Deutschland zurück und schlug im Jahre 1517 zu Wittenberg seine 95 Thesen an. Sein Kampf gegen Rom begann. Die Einheit der Kirche zerriß. Auch die Einheit Europas.

Als im Jahre 1590 Michelangelos Kuppel sich über Sankt Peter schloß, starb Papst Sixtus V. Er hatte der Kurie ihre innere Form und Gliederung gegeben, die sie noch heute im wesentlichen aufweist. »Rom«, schrieb er, »wechselt bisweilen Brauch und Verfahren je nach der Individualität des Papstes, aber im Grunde bleibt es immer dasselbe.«

Ursula Overbeck

Leben UND Wissen

Meeresforschung: Trinkbares Salzwasser

Der Besatzung des amerikanischen Atom-Unterseebootes ›Seedrache‹ gelang eine Entdeckung, die für die Bemühungen der Forscher, Meerwasser in Trinkwasser umzuwandeln, von großer Bedeutung ist. Beim Auftauchen im Nordpolargebiet ergänzten die Unterseebootfahrer ihren Trinkwasserbestand aus Pfützen, die sich durch die Sonnenbestrahlung auf der Eisdecke gebildet hatten und aus salzfreiem Wasser bestanden. Dabei stellten sie fest: Wenn salzhaltiges Meerwasser gefriert, sinkt das Salz in die unteren Eisschichten, während die oberen aus Süßwasser bestehen. Auch Polarforscher hatten verschiedentlich schon Oberflächen-Eis geschmolzen, wenn sie durstig waren. Man hatte aber bisher angenommen, daß das Eis an der Oberfläche vom Schneefall, also von salzfreiem Regenwasser, herrührt.

Sprache: Deutsch in Konserven

Sprachwissenschaftler und Studenten der Universität Münster haben die deutsche Umgangssprache aller Mundarten auf rund fünftausend Tonbändern aufgenommen. Nach vierjähriger Arbeit ist die Sammlung jetzt komplett. Die Kopien der Bänder werden auch häufig von germanistischen Seminaren ausländischer Universitäten und Hochschulen angefordert.

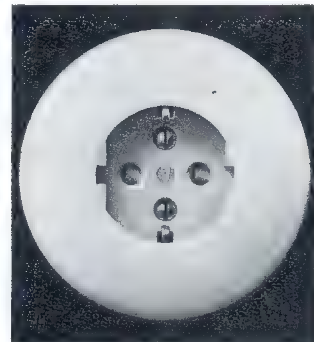
Luftfahrt: Zeppelin mit Atomantrieb?

Fachleute in der Bundesrepublik und in den USA beschäftigen sich gegenwärtig mit der Frage, ob es sich lohne, atomgetriebene Luftschiffe zu bauen. Die amerikanischen Entwicklungsarbeiten für ein Atom-Flugzeug sind im vergangenen Jahr abgebrochen worden. Jetzt hat der Professor für Flugtechnik an der Universität Boston, Francis Morse, vorgeschlagen, die für das aufgegebene Atom-Flugzeugprojekt bereits ausgearbeiteten Reaktor- und Turbinensysteme für einen Zeppelin zu verwenden, der vierhundert Personen mit dem Komfort eines ›fliegenden Hotels‹ in wenigen Stunden von Amerika nach Europa befördern kann. Das Luftschiff soll mit unbrennbarem Helium gefüllt werden. Die Ausrüstung mit dem relativ schweren Atomantrieb wirft — im Gegensatz zum Flugzeugbau — bei der Konstruktion eines Luftschiffes keine Gewichtsprobleme auf.



Haushalt: Unfallsichere Steckdosen

Deutsche Elektro-Ingenieure haben eine Sicherheitssteckdose entwickelt, die besonders in Haushalten mit kleinen Kindern perfekten Unfallschutz bietet. Beim Herausziehen des Steckers schließt ein Schieber im Inneren beide Buchsen automatisch ab. Durch



Einführen eines Nagels oder einer Achse vom Spielzeugauto läßt sich der Verschluß nicht zurückschieben. Auch das gleichzeitige Einstecken von zwei spitzen Gegenständen ist unmöglich. Der Schieber weicht erst zurück, wenn ein normaler Schuko-Stecker mit gleichmäßigem Druck eingesetzt wird. Die Sicherheits-Steckdose hat die gleichen Maße wie eine normale Schuko-Steckdose und kann ohne Schwierigkeiten ausgewechselt werden.

Ernährung: Frostsichere Kartoffeln

Botanikern am Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung in Köln-Bickendorf ist die Züchtung einer Kartoffelsorte gelungen, die als nahezu frostsicher gilt. Diese winterharte Kartoffel ist ein Kreuzungsprodukt zwischen einer südamerikanischen Kartoffelsorte aus dem Anden-Gebirge und deutschen Sorten. Anden-Kartoffeln können Frost bis minus acht Grad ohne Schaden überstehen. Die neue Züchtung soll sehr schmackhaft sein. Sie wird in etwa drei Jahren zum erstenmal auf den Markt kommen.

Ein Mensch

Ein Mensch lebt brav als Mensch und Christ
In dieser Welt voll Teufelslist.
Der Christ in ihm schläft langsam ein –
Wird er da lang ein Mensch noch sein?

Eugen Roth

1962: Poet Eugen Roth und Frau mit ›Emir‹, dem Liebling der Familie. Der bildschöne dreijährige Dalmatiner-Rüde errang schon internationale Preise.



Kristall bei Eugen Roth

VON GERD KLEPZIG

Einer der bekanntesten und meistgelesenen Poeten deutscher Zunge ist Eugen Roth. Der 67jährige Alt-Münchner, dessen Werke eine Auflage von über zwei Millionen erreicht haben, ist bei uns bereits in den dreißiger Jahren durch seine ›Ein-Mensch‹-Gedichte berühmt geworden.

Lob und Preis werden dem als heiteren Verseschmied umschmunzelten Doktor der Philosophie allüberall zuteil. Briefpacken trägt der Postzusteller ins Haus. An seinen Vorlese-Abenden füllen sich die Säle. Die Auflagen seiner Bücher steigen. Alles das ist ihm selbstredend angenehm, denn schließlich hat er Familie. Er ist seinen Lesern dankbar, wie er deutlich bescheiden hervorhebt, aber es kränkt ihn auch.

»Ein kleines Lob über eine meiner ernsten Sachen«, sagt er, ohne die freundlich bayernde Stimme zu heben, »freut mich viel mehr. Und es ärgert einen manchmal, wenn so fröhliche Leute einem auf die Schulter schlagen und meinen: ›Na, du mußt ja ein lustiger Kerl sein!‹ Und ahnen nicht, daß so etwas oft unter schweren Seelennöten . . .«

Und er setzt wehmütig-ironisch hinzu: »Ich mache ja von meinen Depressionen an sich keinen Gebrauch.« — Kurz nach dem

1914: Freiwilliger Roth (links) rückt mit einem Bayern-Regiment ins Feld.





Ende des ersten Weltkrieges las man Eugen Roth so:

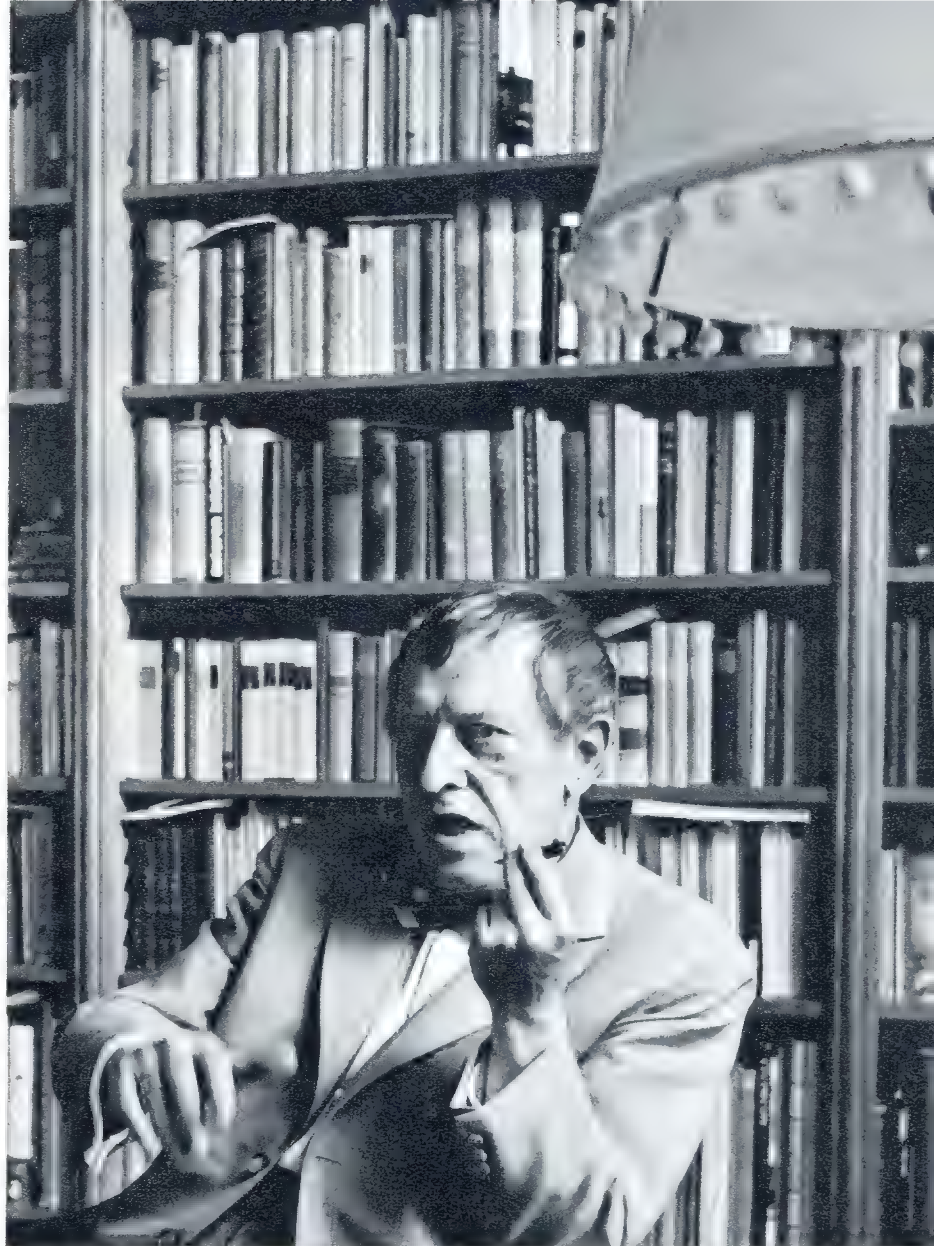
Ich bin der Rufer nur, der einsam steht,
Der aus den Wolken, schwer von dunklem Leid,
In Eure notzerspalt'nen Herzen schreit,
Daß meiner Stimme Inbrunst Euch durchweht!

Im berühmten Leipziger Kurt-Wolff-Verlag erschien in einer Reihe mit Werken von Strindberg, Kafka, Benn und Werfel als Band Nr. 53 eine Gedichtsammlung von Eugen Roth unter dem Titel ›Die Dinge, die unendlich uns umkreisen‹. Darin findet man neben Sozialkritik (»Wir waren damals sehr links!«) auch schon zwei Zeilen von gefällig-schlichter Machart:

Was man sehnt, will ferne sich entrücken.
Was man hält, vermag nicht zu beglücken.

Die ersehnte Anerkennung als ernster Dichter hat sich Eugen Roth bis heute fern entrückt. Ruhm und ansehnlichen Lebensstandard verdankt der einstige Rufer und neuerliche Ein-Mensch-Poet gerade der Tatsache, daß seine eigentlich dichterische Arbeit neben dem Goldschatz seines glänzend verkäuflichen Humors ein karges Dasein fristet.

Der Ursprung seines ungewöhnlichen Erfolges, der Versband ›Ein Mensch‹, 1935 erschienen, hat inzwischen eine Auflage von über 800 000 erreicht. Aber auch viel später herausgekommene Heiterkeiten aus Dr. Roths fleißig bewegter Feder haben es zu außerordentlichen Auflagen gebracht: der Versband ›Mensch und Unmensch‹ (von 1948) auf 230 000, die Gedichtchen zur neudeutschen Reisewelle (von 1954) auf 125 000. Und sogar die erst vor drei Jahren veröffentlichten ›Neuen Rezepte vom Wunderdok-



Der Poet am Arbeitsplatz: Wünscht mehr Erfolg für seine ›ernsten Sachen‹.

tor‹ sind bereits zur Auflage von 90 000 emporgeklettert.

Betrüblich üblich bis unter üblich sind hingegen die Erfolgszahlen seiner ernsten Sachen. Hier teilt der Münchner Poet das wirtschaftlich entmutigende Schicksal seiner lyrischen Kollegen in aller Welt. Der einzige seiner Gedichtbände, der sich noch nicht mangels Nachfrage erledigt hat, ›Rose und Nessel‹ genannt und 1951 erschienen, ist bei der zweiten Auflage hängengeblieben.

Aber auch als Erzähler will das Publikum seinen Eugen Roth als Lustigblut. Eine Sammlung munterer Anekdoten über seine beiden Söhne Thomas und Stefan hat es noch auf 45 000 Exemplare geschafft, aber die ernsten und allerdings recht bajuwarischen Erzählungen des Humormeisters sind über die erste oder zweite Auflage nicht hinausgelangt.

Daß alles so gekommen ist, führt Eugen Roth auf die besonderen Umstände seines Lebens zurück. Bereits als kleiner Knabe trat er bei den in München seit je zahlreichen volksfestartigen Vereinsabenden, Eröffnungsabenden und Begrüßungsabenden großen Stils als Münchner Kindl verkleidet auf und sagte mit Kindermund freiweg die von seinem Vater gereimten Ansprachen her.

Die halb genossene, halb erlittene Pflicht, bei dergleichen Vergnügungen mitzutun, ist dem Sohn des damals ›bekanntesten Mannes von München‹, des Journalisten, Festredners und Urbayern Hermann Roth, als väterliches Erbe bis in sein jetziges Alter auf den Schultern geblieben. Noch heute opfert er schöne Stunden, um kostenlos zur höheren Ehre von Münchner Vereinen und bei anderen Veranstaltungen mit kunstvollen Versen beizutragen.

»Andre würden aufstehen und sagen«, bemerkt er mit dunklem Blick, »auch ich freue mich, daß so viele Gäste hier versammelt sind ...« Er jedoch verfaßt mit fliegender Feder einen Trinkspruch von sechs Seiten Länge in Versen.

Abgesehen davon, daß nach seinen Worten mit zunehmenden Jahren die Schöpferkraft langsam schwindet, sind es auch solche Zeitaufwände, die ihn noch heute hindern, sich der ernsten Dichtkunst mehr zu widmen. Als junger Mensch jedoch war es der Beruf, der ihn vom Dichten abhielt.

»Wenn mein Vater Oberförster g'wesen wär'«, sagt er, »dann wär' ich viel eher ein Dichter, also ein Dichter geworden!«

Aber der Vater war Journalist, und der Sohn wurde es buchstäblich von Kindesbeinen an auch. Schon den Elfjährigen schickte der arbeitsüberladene Vater zu gewissen Kleinveranstaltungen, die alle im großen Lokalteil der Münchener Neuesten Nachrichten vermerkt werden mußten. »Da sitzt ein Herr mit 'm weißen Bart, dem sagst einen schönen Gruß von mir, fragst, ob es wie erwartet verlaufen ist und bringst das Programm mit!«

In den weiteren Verlauf seiner journalistischen Wirksamkeit griff schließlich der Krieg ein. Der Freiwillige Eugen Roth zog vom Abitur weg im Bayrischen Re-

Ein Mensch



serve-Infanterie-Regiment Nr. 16 nach Frankreich und bekam gleich am 31. Oktober 1914 vor Ypern einen Bauchschuß. Über ein Jahr lag er in Lazaretten, bis er als garnisonverwendungsfähig entlassen und sogleich durch den einflußreichen Vater von den Münchener Neuesten Nachrichten als Pressemann gefordert wurde.

1927, mit 32 Jahren, war er Lokalchef des Blattes, 1933 flog er hinaus. Mittlerweile war er Doktor geworden. Da Journalisten damals noch leicht in den Verdacht gerieten, verkrachte Existenzen zu sein, rückte er 1922 durch eine Arbeit über ›Das Gemeinschaftserlebnis des Göttinger Dichterkreises‹ lieber in die Doktorwürde vor.

Das Thema über den als ›Hainbund‹ bekannten Kreis dichtender Göttinger Studenten (1772—1774) lag dem damaligen Rufer und Studiosus Roth besonders nah. Auch er gehörte der Jugendbewegung, einer Gruppe dichtender Studenten an. Anders allerdings als die Göttinger, von denen einige noch heute die Anerkennung der Literaturforscher finden, war von den Münchner Dichter-Studenten Eugen Roth der einzige, der den Pegasus ins Ziel treiben konnte, wenn auch nicht ins ersehnte. Immerhin dankt er jenem Gemeinschaftserlebnis, daß es ihm einige Freunde schenkte. Die auch literarisch bedeutenden Weggenossen fand er meist erst in späteren Jahren.

Der lebensweise Ein-Mensch-Poet pflegt mit dem wilden Schicksal insofern einen rührend behutsamen Umgang, als er lieber abwartet. »Ich unternehme nichts!« sagt er. Dadurch erlangt er die Genugtuung, daß er sich selbst nichts vorzuwerfen hat, wenn es mal schiefgeht. Es ist mehrfach schiefgegangen.

1933 flog er aus seiner Redaktion hinaus, die sofort von Hitlerianern wimmelte. »Die war'n schon vorher überall gesessen!« sagt er und macht vor, wie sie ihr Revers umklappten, hinter dem sie das Parteiabzeichen versteckt trugen. »Die hatten schon immer aufgepaßt, was man sagte!«

Eugen Roth saß auf der Straße, unternahm jedoch nichts. Dabei verfügte er über einen parteigroßen Gönner, nämlich seinen Vetter Schneidhuber, Polizeipräsident von München, einen der mächtigsten SA-Männer Bayerns. Und siehe: Eines Tages traf er den nun großen Mann zufällig.

Das Gespräch kam auf Vetter Eugens Tätigkeit oder erzwungene Untätigkeit. Schneidhuber setzte sich an sein Telefon und machte Stunk. Aber die Gestapo, die wohl schon damals von der SA nicht so viel hielt, ließ sich lange bitten, ehe verlautete: Gegen ein bißchen Mitarbeit hier und da des Dr. Roth bei seinem alten Blatt habe sie nun also nichts mehr einzuwenden. Im Verlauf des sogenannten Röhm-Putschs wurde 1934 dann auch Schneidhuber erschossen. Dem Vetter geschah nichts. Im Gegenteil.

Eugen Roth hatte mittlerweile die Ur-Idee zu seinem großen Poeten-Erfolg gehabt. Er hatte einige Gedichte geschrieben, die alle mit ›Ein Mensch‹ begannen und deren gefällige und witzige Reimform die darin enthaltenen Erkenntnisse zu netten Lebensweisheiten verkleideten, an denen sich jeder auf seine Weise ergötzen konnte. Anfangs machte dem

---

EUGEN ROTH SAGT ÜBER

HUMOR: Humor ist eine ganz schwierige Sache. Er wird ja immer sehr gepriesen. Aber es gibt viele, die meine Sachen gewissermaßen nicht scharf genug finden. Bei mir ist es eigentlich nur Humor, wenn man sich selbst mit einschließt, und nicht, wenn man dabei auf andere 'runterschaut.

SEINEN ERFOLG: Na ja. Schon dadurch, daß meine Verse mit ihren Wortspielen unübersetzbar sind, ist ihre Verbreitung begrenzt. Und dann — ich sage immer: »Alle Leute beten an den Neger, der trompeten kann!« Mit den wirklichen Massen- und Welterfolgen kann sich natürlich ein deutscher Autor nicht messen.

DAS WICHTIGSTE IM LEBEN: Daß man sich aufs äußerste davor hütet, sich in Dinge einzulassen, die man nicht vertreten kann oder aus denen man nicht herauskommt. Also: Sich höchst anständig benehmen. Und fleißig sein.

SICH SELBST: Ich betrachte mich als Naturtalent. Daß ich den Menschen gern eine Freude machen will, ist ganz klar. Aber daß ich sage: Mein Bestreben geht dahin ... nein. Ich singe, wie der Vogel singt, so was.

DAS, WAS MAN JUNGEN LEUTEN SAGEN SOLLTE: Daß alles nicht so leicht ist. Die jungen Leute heute haben ja nur das Wirtschaftswunder mitgemacht, die wissen ja nix. Was es heißt, wenn man sich über 25 Mark gefreut hat ...

---

mißliebigen gefeuerten Journalisten zwar noch die Politik zu schaffen. Die Zeitungen, an die er seine ›Ein-Mensch‹-Verse sandte, versicherten ihn ihrer Wertschätzung, verlangten jedoch eine NS-Unbedenklichkeitsbescheinigung, die er nicht bekam.

Erst der ›Simplicissimus‹ hatte die Stirn, nacheinander etwa 30 der Gedichte abzudrukken. Und als Eugen Roth versuchte, ein erstes Bändchen davon herauszubringen, bekam er von sage und schreibe zehn Verlagen glatte Absagen. Erst der elfte glaubte an einen Erfolg und hatte ihn. Bis zum Ende des Krieges waren 500 000 ›Ein-Mensch‹-Bände verkauft.

Außer dem Marschallstab trug damals so gut wie jeder deutsche Landser Eugen Roths ›Ein Mensch‹ im Tornister, vielfach mit der Hand vom Buch des Kameraden abgeschrieben. Der mittlerweile so volkstümliche Poet wurde von höherer Stelle buchstäblich eingesetzt. Er mußte herumreisen und vorlesen.

1942 las er in Berlin vor, wie ein Mensch einen deutschen Film sieht, den er scheußlich findet, bis er in der Zeitung liest, wie gut er gewesen sei. Da denkt er, er sei sicher in einem ganz andern Film gewesen. Die von dieser lustig versteckten Kritik am Kriegspropagandafilm entzückten Zuhörer sprangen beifalljubelnd auf die Stühle.

Zur gleichen Zeit ließ die ahnungslose Frau Roth einen Mitarbeiter der Soldatenzeitung ›Fadenkreuz‹ sich aus den Manuskripten ihres Mannes ein Gedichtchen für das Millionen-Frontblatt aussuchen. Selber ahnungslos, suchte sich der ein nur knapp verklausuliertes Anti-Kriegs-Poem aus mit dem Schlußsatz: »Wer denken kann, der lernt daraus . . .«

Eugen Roth sah sich nun selber im Fadenkreuz der Gestapo, aber nichts geschah. Erst die Amerikaner warfen ihn wieder hinaus.

Er war nämlich 1943 als Pressemann bei seinem alten Münchner Blatt dienstverpflichtet worden. Als auf die Isarstadt Bombenteppiche fielen, entrüstete sich der Alt-Münchner in seiner Zeitung: »Daß die Amerikaner, die ja selber keinen Sinn für Kultur haben, München z'sammenhaun, das kann ich noch verstehen, aber von den Engländern tut's mir weh!«

Das kam heraus, als er 1945 Stadtrat geworden war. Er war es knapp 14 Tage, als der damalige Oberbürgermeister ihn entsetzt anrief: »Um Gottes willen, Sie haben ja mal geschrieben, daß die Kunststadt München alles dem Führer verdankt!«

Es stellte sich zwar heraus, daß er das nicht geschrieben hatte, aber es stellte sich ebenfalls heraus, daß er das mit den Amerikanern damals geschrieben hatte. Drei Jahre Berufsverbot in der US-Besatzungszone waren die Folge. Eugen Roth wurde ein Wander-Schriftsteller.

GEZEITEN DER LIEBE

Ein Mensch schreibt mitternächtig tief
An die Geliebte einen Brief,
Der schwül und voller Nachtgefühl.
Sie aber kriegt ihn morgenkühl,
Liest gähnend ihn und wirft ihn weg.
Man sieht, der Brief verfehlt den Zweck.
Der Mensch, der nichts mehr von ihr hört,
Ist seinerseits mit Recht empört
Und schreibt am hellen Tag, gekränkt
Und saugrob, was er von ihr denkt.
Die Liebste kriegt den Brief am Abend,
Soeben sich entschlossen habend,
Den Menschen dennoch zu erhören —
Der Brief muß diesen Vorsatz stören.
Nun schreibt, die Grobheit abzubitten,
Der Mensch noch einen zarten dritten
Und vierten, fünften, sechsten, siebten
Der herzlos schweigenden Geliebten.
Doch bleibt vergeblich alle Schrift,
Wenn man zuerst danebentrifft.

Aus ›Ein Mensch‹, Carl Hanser Verlag, München

Der so von allen Seiten gebeutelte Poet, der ebenso zu düsterem Mienenspiel wie zu verschmitztem Lächeln neigt, reiste durch die britische und die französische Zone und las eigene Werke. Noch heute reist er manchmal so herum, liest für ein Honorar von 500 Mark in dieser und in jener Stadt, signiert pro Abend bis zu 400 Bücher für begeisterte Zuhörer und möchte gern, daß sie auch seine ›ernsten Sachen‹ lesen, an denen sein Herz hängt.

Er wäre gern ein Dichter geworden und ist doch einer. Unter seinen ›ernsten Sachen‹ ist packende Lyrik. In der kunstvoll leichten Form seiner ›Ein-Mensch‹-Gedichte sind Tiefe und Poesie. Aber auf die Frage nach seinem Bild von sich selbst erwidert er mit abwechselnd düsterer Miene und Lächeln: »I hob gar keins. Ich bin zu bescheiden — wenn einer von sich selber sagt: Ich bin bescheiden, dann isses scho faul! —, ich bin zu bescheiden, ich halt's mit dem Sokrates, daß ich nix weiß!« Er ist bescheiden im besseren Sinne.

Es ist die Bescheidenheit des Klugen, des Gebeutelten, des Lebensweisen, der sich in den Grenzen einrichtet, wenn er, wieder in der kunstvoll-leichten und witzigen Form, einem Bewunderer, der ihm vorschlug, Novellen wie der Schweizer Conrad Ferdinand Meyer (1825 bis 1898) zu schreiben, so antwortete:

Ein Mensch, mit so viel Lob gefüttert,
Fühlt sich im Innersten erschüttert.
Doch glaubt er, daß es vorderhand
Nicht reicht zum Conrad Ferdinand,
Wenn er auch alle andern Meyer
Hat überholt mit seiner Leyer.

Ein Poet. Ein Mensch.

Fotos: Alfred R. Meyer, Ernst P. Prokop, privat

Auf Seite 62 finden
Sie eine Erzählung von Eugen Roth:
›Der Haustyrann‹

Kristall Preisaufgabe

HEIMAT EUROPA

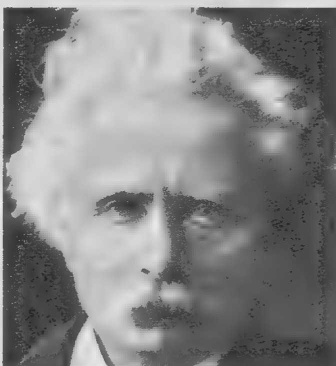
Wie heißen diese Komponisten?



Deutschland (1833 - 1897)



Frankreich (1838 - 1875)



Norwegen (1843 - 1907)



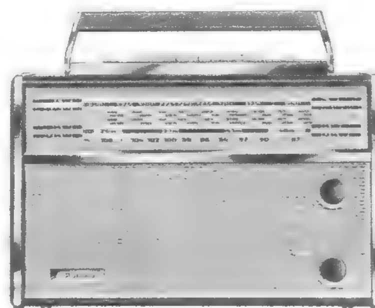
Polen (1810 - 1849)

Zusatzfrage: Wer erhielt im Jahre 1929 den Nobelpreis für Literatur: Paul Claudel – Maurice Maeterlinck – Thomas Mann – Somerset Maugham – August Strindberg?

Ihre Aufgabe ist es, in der Reihenfolge der Fotos die Vor- und Zunamen der hier abgebildeten Komponisten zu ermitteln und außerdem noch die gestellte Zusatzfrage richtig zu beantworten.

Diesmal sind zu gewinnen:

1. Preis: Ein UKW-Transistor-Kofferempfänger ›Grundig Yacht-Boy 202 N‹ mit 11 Transistoren, 10 Dioden, 22 (7+15) Kreisen, UKW, Kurz-, Mittel- und Langwellenbereich, Netzteil und Batteriebetrieb von der Firma Grundig Radio-Werke-GmbH, Fürth (Bayern).



2.–3. Preis: Je ein Theaterglas ›Rodenstock Aldon Nr. 137‹ mit passendem Lederetui.

4.–10. Preis: Je ein Nachschlagewerk ›Knaurs Lexikon von A–Z‹.

Teilnahmebedingungen: Schreiben Sie bitte Ihre Lösung, die nur aus den Antworten auf die gestellten Fragen bestehen darf, auf eine ausreichend frankierte Postkarte (Drucksachen-Porto genügt nicht; Briefe, Einschreibbriefe und Telegramme werden nicht berücksichtigt). Jeder darf nur eine Lösung einsenden. Teilen Sie bitte Ihren vollen Namen und Ihre genaue Anschrift mit, und schicken Sie Ihre Lösungskarte an:

KRISTALL, Rätselredaktion,
2000 Hamburg 100.

Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise ausgesetzt sind, entscheidet das Los (Rechtsweg ausgeschlossen). Einsendeschluß ist der 8. Nov. 1962 (Poststempel). Die Auflösung unserer Preisaufgabe bringen wir im KRISTALL-Heft 23/62, und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im KRISTALL-Heft 25/62.

Auflösung der Preisaufgabe aus Heft 19

Wie heißen diese Schriftsteller?

Österreich:	**Stefan Zweig**
Deutschland:	**Frank Wedekind**
Frankreich:	**André Gide**
Rußland:	**Boris Pasternak**
Zusatzfrage:	**Wolga**

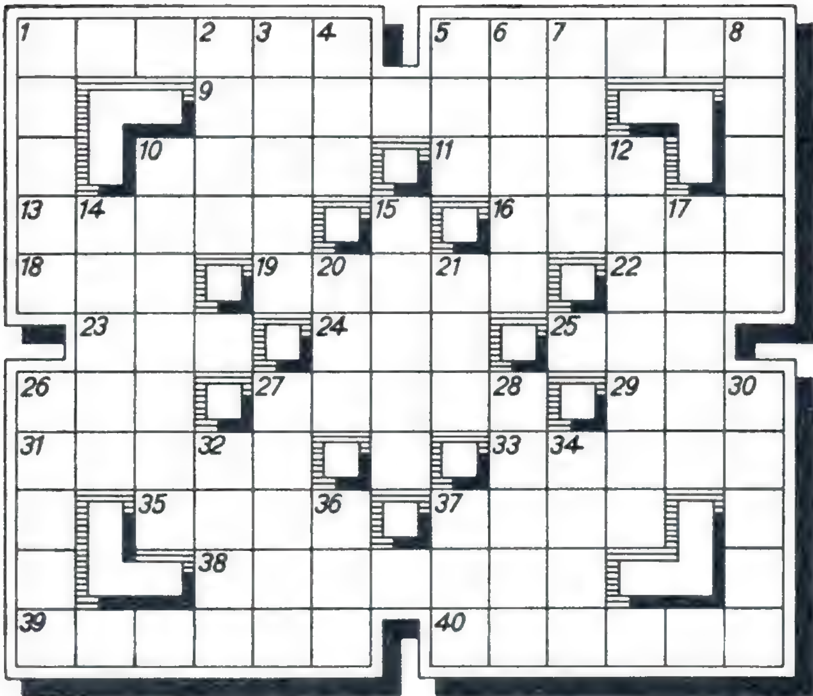
Gewinner aus Heft 17

1. Preis: M. Detje, Borstel.

2.–3. Preis: Jens Lehmkuhl, Braunschweig; Liliane Steimer, Frankfurt/M.

4.–10. Preis: Fritz Hacke, Berlin; H.-J. Gossen, Mülheim (Ruhr); Ingrid Jahn, Konstanz (Bodensee); M. Ulshöfer, Zürich (Schweiz); Renate Poppe, Gemünden; Richard Bieker, Neustadt (Kr. Marburg/Lahn); Kurt Walz, Stuttgart-Vaihingen.

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Südfrucht, 5. Südfrucht, 9. chemischer Grundstoff, 10. Moralbegriff, 11. Bühnenfach; 13. Strohlager vom Vieh, 16. Flüssigkeitsmaß, 18. Nebenfluß des Arno, 19. Südfrucht, 22. Bier, 23. Windrichtung, 24. Windschatten, 25. nordischer Männername, 26. Bergwiese, 27. Flugzeugführer, 29. erste Frau, 31. Kleidungsstück, 33. Göttinnen der Jahreszeiten, 35. Speisefisch, 37. Kippwagen der Feldbahnen, 38. Staat der USA, 39. Südfrucht, 40. Südfrucht.

Senkrecht: 1. Wagenteil, 2. Rheinzufluß, 3. Telefonat, 4. Abkürzung für Sainte, 5. Großmutter, 6. Schauspieleraufgabe, 7. lateinisch: gegen, 8. größter See Lapplands, 10. niederländischer Humanist (1467–1536), 12. stufenförmiges Blumenbord, 14. nordischer Gnom, 15. Vorplatz, 17. Schüler, 20. biblischer Hohepriester, 21. griechisch: Erde, Land, 26. Tageszeit, 27. Wursthaut, 28. deutscher Maler, 30. Stromzuführer, Elektrode, 32. keimendes Getreide, 34. algerische Hafenstadt, 36. Erkennungszeichen, 37. Gerinnmittel.

Silbenrätsel

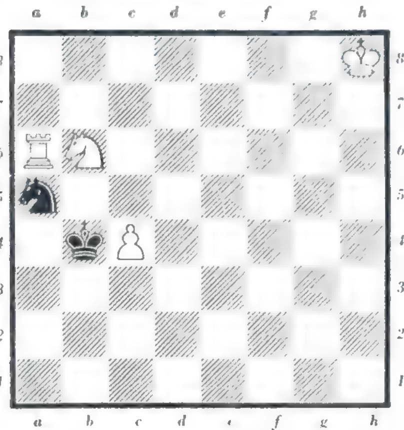
a – bam – be – be – bel – bis – bo – bot – bus – cha – den – dra – e – e – e – e – el – en – er – fa – fer – ha – i – i – i – ka – land – le – li – ma – mai – na – nach – ne – ni – no – nor – o – os – pi – pos – ra – ran – ri – sa – si – spa – tar – tisch – tisch – tuch – u – ver.

Die ersten und letzten Buchstaben ergeben, abwärts gelesen, einen Gedankensplitter von William Faulkner. (ch = 1 Buchstabe)

1. Opernlied, 2. Gestade, 3. lehrhafte Erzählung, 4. Bühnenwerk, 5. exotischer Stelzvogel, 6. erzählendes Gedicht, 7. Holzrohrpflanze, 8. aussterbendes Giraffentier, 9. Flachland, 10. größte Wüste der Erde, 11. Armknochen, 12. Himmelsrichtung, 13. norditalienische Großstadt, 14. Nachlaß, 15. Urkundsbeamter, 16. Staat in Europa, 17. Wirrwarr, 18. Figur aus ›Don Carlos‹, 19. deutsches Wort für Dessert, 20. Staat in Vorderasien, 21. biblischer Berg, 22. Wäschestück, 23. Untersagung.

Die Schachecke

Aufgabe von Norbert Trautmann, Verden/Aller (Urdruck)



Schwarz zieht und hilft dem Weißen, im dritten Zuge matt zu setzen.

Lösung der Schachaufgabe aus Heft 20

Fr. Giegold (Weiß: Ke7 Te1 Lh8 Sd4 f4 Bb2 b4 e3 h2 h4, Schwarz: Ke4 Bb3 b5 h3 h5 – Vierzüger). 1. Le5 K: e5 2. e4! K: d4 (f4) 3. e5! Kb4 (g4) 4. Te4 matt. Der linienbahnende Bauernmarsch ist originell.

Auflösung zu Heft 20

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Schildkroete, 10. Uri, 11. Golf, 12. Nomade, 15. Tafel, 17. Ikon, 19. Feme, 20. Lar, 21. Elan, 23. Tun, 24. Platon, 25. Ges, 28. Kien, 29. Ara, 32. Ritt, 34. Grus, 35. Unruh, 37. Tarent, 39. Ober, 41. Raa, 42. Schausteller.

Senkrecht: 1. senil, 2. Humor, 3. Iran, 4. Lid, 5. kg, 6. Rot, 7. Olaf, 8. Effet, 9. Ellen, 13. Oka, 14. Eclair, 16. Emu, 18. Patent, 21. Elk, 22. non, 25. Gruss, 26. ein, 27. Stroh, 29. Areal, 30. Run, 31. Aster, 33. Tuba, 34. Gral, 36. Heu, 38. Are, 40. RS.

Silbenrätsel

1. Sevilla, 2. Espenlaub, 3. Idee, 4. Katheder, 5. Lineal, 6. Ursula, 7. Eros, 8. Genius, 9. Elbrus, 10. Rimini, 11. Amnestie, 12. Lawine, 13. Sokrates, 14. Dimension, 15. Jllimani, 16. Erich, 17. Andacht, 18. Neutrum, 19. Dividende, 20. Eimer, 21. Rostock, 22. Episode, 23. Natron.

Sei klueger als die anderen, aber lass sie es nicht merken!

Der Haus-tyrann

VON EUGEN ROTH

Mein Großvater Ambros Mauerer war nicht reich und nicht arm. Er war ein Bauernbub aus Pfreimd in der Oberpfalz, Bereiter beim Grafen Giech gewesen, hatte die Kriege von 1866 und 1870 mitgemacht, ohne ins Gefecht zu kommen; und an der Front des Lebens ist er auch später nie gestanden. Unverhofft sah er sich im Besitz einer kleinen Erbschaft, von der er als ›Privatier‹ lebte. Als solcher steht er noch in den älteren Münchner Adreßbüchern. In den neueren jedoch ist er als Altertumshändler in der Augustenstraße aufgeführt.

Er hatte nämlich sein Vermögen gewaltig überschätzt und war seiner Sammelleidenschaft blindlings gefolgt, die ja durch die zahlreichen Trödellädchen, Versteigerungen und Dulten, die es damals in München gab, immer wieder genährt wurde. Und schließlich hatte er die Wohnung voller Kostüme, Waffen, Porzellan und Walzenkrüge, aber kein Geld mehr.

Und so blieb ihm nichts übrig, als die schönen Sachen wieder zu verkaufen; er setzte sich wie eine Spinne in seinen finsteren Ladenwinkel und wartete, ohne sich viel zu rühren, auf die Leute, die etwas anboten oder haben wollten. Denen, die ein besonders geliebtes Stück erwarben, war er bis an sein Lebensende bös. Wenn er was nicht hergeben wollte, nannte er die unsinnigsten Preise, aber gelegentlich zückte ein Kunde kaltblütig den Betrag und zog mit seinem Kaufe ab.

In seinem Laden hätte auch ich gern was erstanden, denn er hatte nur geringe Kenntnis und handelte nach dem damaligen Brauch: Was er für drei Mark erworben hatte, gab er um fünf weiter. Nur die schier unerschöpfliche Fülle des Kunstgutes verbürgte den bescheidenen Gewinn, den zum Schluß das Geschäft doch abwarf.

Uns Heutigen erscheinen jene Zeiten um die Jahrhundertwende wie ein verlorenes Paradies, aber mein Großvater war, genau wie der alte Adam, anderer Ansicht. Da er ja nicht wissen konnte, wie wirkliche Sorgen aussehen, brütete er sich selber alle Tage welche aus und aß unentwegt vom Baum der Erkenntnis, daß es so nicht weitergehen könne. Die Jahre, in denen es dann tatsächlich nicht so weiterging, sondern ganz anders, hat er zum Glück nicht mehr erlebt.

Er war sonst ein umgänglicher Mensch, ein echter Altbayer, die bekanntlich gar nicht merken, wie grob sie oft sind, und sich dann wundern, wie schlecht doch die anderen einen Spaß vertragen. Nur um Geld durfte man ihm nicht kommen, da war es aus mit der Gemütlichkeit.

Es war immer ein Leidensgang für seine Frau, wenn sie, spähend und Erkundigungen einziehend, ob er nicht gar zu schlecht aufgelegt sei, in den Laden schleichen mußte, um sich wieder Haushaltsgeld zu erbitten. Im besten Fall griff Herr Mauerer mit finsterer Heiterkeit in die Westentasche; meist aber warf er ihr mit der grollenden Frage: »Ja, frißt denn du das Geld?« ein Zehn- oder Zwanzigmarkstück hin, und mehr als einmal so heftig, daß es am Boden rollte oder sich gar unterm Tisch oder Schrank verschloff, so daß die alte Frau sich bücken oder auf allen vieren im Staub kriechen mußte, eine Demütigung, die der Großvater weidlich genoß, da er sie für eine gerechte Bestrafung der Dreistigkeit hielt, von ihm so mir nichts dir nichts Geld zu verlangen — für das bißl Fressen, wie er in seinem Zorn sich ausdrückte.

Zugegeben, daß er ein bescheidener Mann war, der nicht rauchte und nicht ins Wirtshaus ging; aber ein gewaltiger Esser war er, der ein handtellergroßes Stück Rindfleisch mit der Gabel zusammenbog und in den Mund schob, es dort zu zermalmen mit kräftigen Zähnen, von denen bis zur Stunde noch nie einer weh getan hatte — später, bei seinem ersten Zahnweh, führte er sich denn auch wie ein Rasender auf. Und einen Kuchenmichel, wie er so nur meiner Großmutter geriet, zu wolkigem Gebilde leicht auffahrend in der raschen Ofenhitze, daß er schier das Rohr sprengte: Den aß er ohne Anstrengung allein und meinte in behaglichem Humor, er habe eigentlich ja wohl nur von der Luft gelebt.

Er hätte es doch wahrhaftig sehen müssen, wofür die Großmutter das Geld brauchte, wenn die Händlerin aus Regensburg kam mit ganzen Kränzen von Knackwürsten, wenn der alte Hausfreund Kerndlmeyer, der Lokomotivführer war und, ohne Transportspesen, von weither die köstlichsten Dinge brachte, drei fränkische Preßsäcke auf den Tisch legte, daß er sich bog, so schwer waren sie: ein weißer, ein roter und ein gemischter. Wer hätte es denn besser wissen sollen als er, daß Suppenhühner und Hasen, Rebhendl und Hirschziemer Geld kosteten, wenn auch das Paar Tauben damals auf dem flachen Land um dreißig Pfennig feil war, wenn man selber in den Schlag stieg, um sie zu holen.

Und wie billig auch alles war, geschenkt kriegte man nicht einmal das Kalbszüngerl oder den Ochsenmaulsalat; das Brot war schwer zu verdienen, drum aß er's nur sparsam, und von all dem Grünzeug wollte er wenig wissen, denn wo ein Gemüs Platz hat, da hat ein Fleisch erst recht Platz. Aber das Fleisch und die Mehlspeisen, die waren »das bißl Fressen«, für das die Großmutter so bescheiden ums Geld betteln mußte und das er ihr, von Verblendung geschlagen, so mürrisch vor die Füße warf.

Eines Tages jedoch brach der Krieg aus. Die Großmutter, von ihrer Tochter, meiner Mutter, aufgestachelt, ging festeren Schrittes als sonst in den Laden, um dem unheilschwanger dort sitzenden Mann das fällige Geld abzuverlangen. Er zückte löwenknurrend ein Goldstück und warf es hin. Es tanzte über den Tisch und klimperte am Boden hin. Mitten im Raum blieb es liegen. Die Großmutter nahm alle Kraft zusammen und ging, ohne ein Wort zu sagen.

Der Vormittag verstrich, kein Bratenduft durchzog die Wohnung. Der Großvater kam, schnupperte in der Küche herum und ging wieder. Der Herd war kalt. Die Frauen aßen heimlich ein Butterbrot und warteten, zwischen Furcht und Triumph zitternd, was nun kommen würde. Die Tochter vertrat der Mutter die Tür, als die fügsame Frau um des lieben Friedens willen doch gehen wollte, das Geld vom Boden zu nehmen.

Wir Kinder jedenfalls nahmen glühenden Anteil an dem heimlichen Kampfe, der zwischen Küche und Laden entbrannt war und in den wir, ohne alle erzieherischen Rücksichten, als Parteigänger, Späher und Boten einbezogen wurden.

»Was macht er denn?« fragte uns die Großmutter, und wir mußten berichten, daß er in finsterem Groll in seinem Stuhle saß und auf das Goldstück am Boden starrte. »Rührt sich nichts in der Küche?« horchte uns der Großvater aus, und wir teilten ihm mit erheuchelter Kümmernis mit, daß keinerlei Anstalten zu einem Mittagessen getroffen würden.

Es wurde zwölf Uhr, es wurde ein Uhr. Der Großvater sperrte den Laden ab und ging nebenan in die ›Walhalla‹ zum Essen. Seit Jahren hatte er das nicht getan. Der rare Gast mußte erhebliches Aufsehen erregt haben. Wütend kam er zurück. Das Goldstück lag noch, wie es gelegen hatte. Kunden kamen; der Großvater stellte sich mit breitem Stiefel auf das blinkende Metall, aber er hob es nicht auf. Er war entschlossen, den Krieg bis aufs Messer zu führen.

Er hätte ja einen von uns Buben überreden können, der Großmutter das Geld zu bringen. Aber solch ein Ausweg wäre wider seine Ehre gegangen. Als es Abend wurde, zog er wieder ins Wirtshaus ab. Der nächste Tag verging

nicht anders, in bedrohlichem Schweigen, hier in der Furcht vor einem Ausbruch, dort in der Hoffnung auf die Nachgiebigkeit der Großmutter — und für uns Buben in einer wilden Spannung der Zuschauer bei einem Zweikampf.

Die Eierfrau wurde weggeschickt, es sei kein Pfennig Geld im Hause. Sie wußte nicht, was sie davon halten sollte. Nachbarinnen kamen, in scheinheiliger Sorge zu fragen, ob wer krank sei. Die Reputation des Hauses stand auf dem Spiel — aber das Goldstück blieb liegen. Der Großvater, ungefrühstückt und mit Zorn im Bauch, nichts als Zorn, pfiff mittags den Hunden und ging weiter fort, in ein fremdes Gasthaus, wo ihn kein dummes Gerede stören sollte.

Die Großmutter zerfloß in Angst und Mitleid, aber meine Mutter schmiedete sie mit grausamer Härte: Jetzt oder nie müsse sie dem Wüterich den Schneid abkaufen.

In München geht die Sage von einem königlich-bayrischen Kommerzienrat, der in einer ähnlichen Lage, als ein auf der Burg belagerter Zwingherr, sich kurz entschlossen von einem Dienstmann aus dem nahen Augustinerkeller einen Nierenbraten holen ließ, Tag für Tag — und der schließlich, an diese Leibspeise gewöhnt, bis an sein Lebensende, auch nach längst geschlossenem Hausfrieden, an dem wunderlichen Brauche festhielt.

So eisern war mein Großvater nicht. Am dritten Tag beugte er sich, brachte das Goldstück in die Küche und legte es, schweigend zwar, doch artig, auf den Tisch.

Es war wie im Märchen vom Dornröschen — Haustyrannei und Verzauberung waren mit einem Schlage gebrochen, das Feuer prasselte im Herd, die Kochlöffel rührten sich, die Eierfrau bekam ihr Geflügel abgekauft, und in allen Töpfen schmorte und brodelte es. Ein gewaltiges Versöhnungsmahl wurde gerüstet.

Der Bittgang ums Haushaltsgeld ward von Stund an um vieles leichter. Den düsteren Sorgenblick zwar und das abgrundtiefe Seufzen hat die Großmutter nach wie vor hinnehmen müssen, denn die Lebensangst, bei vollen Schüsseln Hungers sterben zu müssen, war dem alten Mann nicht mehr auszutreiben. Aber nie mehr stellte er an seine Frau die Frage, ob sie das Geld fresse, und seine Hand blieb ruhig, wenn er ihr das übliche Goldstück reichte.

Wenn mir heute, wo alles so viel schwerer geworden ist, meine verehrte Gemahlin einen Hundertmarkschein um den andern entreißt, juckt's mich auch manchmal in den Fingern, und die bescheidene Neugier, zu erfahren, wohin all das Geld verschwindet, möchte mich zu häßlichen Fragen verleiten.

Aber dann denke ich, nach einem halben Jahrhundert, an den Großvater und winke sogar noch müde ab, wenn mir meine Frau erklären will, wieso und wofür. Credo, quia absurdum est — ich glaube es, so unglaubwürdig es auch sein mag.

UNTERNEHMEN BARBAROSSA

Wettlauf zwischen Timoschenko und Kleist



Im Sommer 1942 wollte Hitler die Rote Armee endgültig in die Knie zwingen. Die Entscheidung sollte im Süden fallen. Hitlers großer strategischer Plan, die ›Führerweisung Nr. 41‹, sah einen Vorstoß bis Stalingrad und über den Kaukasus hinweg bis an die persische Grenze vor. Vorher mußte jedoch noch die gesamte Krim in deutsche Hände gebracht werden, um jede Flankenbedrohung auszuschalten. Und auch der sowjetische Brückenkopf am Donez südlich Charkow sollte zuvor zerschlagen werden. Im Mai 1942 hat Feldmarschall von Manstein den Ostteil der Krim, die Halbinsel Kertsch, zurückerobert. Aber noch hält Sewastopol. Und noch bedrohen die Sowjets Charkow.



Bomben auf Sewastopol. Kaum ist die große Kesselschlacht bei Charkow geschlagen, da beginnt Anfang Juni 1942 der deutsche Großangriff auf die stärkste Festung der Welt. Das Luftbild zeigt die zerstörte Südstadt an der Juschnaja-Bucht: auf der Landzunge im Vordergrund das Observatorium und Munitionsfabriken, in der Bucht links die Marinewerft, auf der großen Halbinsel im Zentrum die Kasernen und dahinter der Schlachthof.



Kesselschlacht bei Charkow: Ein vorgeschobener Beobachter lenkt von der vordersten Stellung aus das Artilleriefeuer. Gleich greift deutsche Infanterie an.

Drei Uhr«, sagt Leutnant Teuber. Niemand antwortet. Warum auch? Es ist ja nur eine Feststellung. Sie bedeutet: Noch fünf Minuten!

Im Osten rötet sich der Horizont. Wolkenloser Himmel. Stille. Man hört nur das Atmen. Und das Ticken der großen Armbanduhr des Leutnants, der die Hand auf den Grabenrand stützt. Tick-tick-tick: Tropfen der Zeit, die ins Meer der Ewigkeit fallen.

Dann ist es soweit. Donnergebraus erfüllt die Luft. Aber während der Neuling auf dem Schlachtfeld nur entnervendes Krachen vernimmt, unterscheiden die alten Hasen der Ostfront die dumpfen Schläge der Haubitzen, die knallenden Abschüsse der Kanonen, das Heulen der Infanteriegeschütze.

Drüben, im Wald, wo die Stellungen der Sowjets liegen, steigt Rauch auf. Dreckfontänen spritzen in die Luft, Baumäste wirbeln über den Einschlägen hoch: die Kulisse des massierten Artillerieschlages vor einer Offensive.

Wie hier, in der Sturmausgangsstellung der 257. Berliner Bären-Division, so ist es auch bei den Regimentern der 101. leichten Division, bei den Grenadieren der 16. Panzerdivision und bei den Jägern der 1. Gebirgsdivision. Die Jäger bilden die Angriffsspitze beim III. Panzerkorps des Generals von Mackensen.

Überall zwischen Slawjansk und Losowaja, südlich Charkow, stehen die Kompanien der Armeegruppe von Kleist am Morgen des 17. Mai 1942 angriffsbereit unter dem orgelnden und heulenden Donnerschlag der Artillerie.

Jetzt macht die Feuerwalze vor den sturmbereiten deutschen Soldaten einen sichtbaren Sprung nach Norden. Im gleichen Augenblick brausen die Stukas des IV. Fliegerkorps über die deutschen Linien hinweg.

»Los«, ruft Leutnant Teuber. Und wie er, so rufen in dieser Sekunde ein halbes Tausend Leutnante und Oberleutnante: »Los!«

Die Frage, die Offizier und Mann in den letzten Tagen und Stunden geplagt hatte, war weggefegt, die große

UNTERNEHMEN BARBAROSSA

Frage nämlich: Würde es gelingen, die seit fünf Tagen nach Westen rollende russische Offensive an ihrer Wurzel zu treffen?

Um was ging es an diesem 17. Mai? Welcher Zweck wurde mit dem Angriff der Armeegruppe Kleist verfolgt? Zur Beantwortung dieser Frage muß man einen Blick zurückwerfen:

Für den Hauptstoß der großen Sommeroffensive 1942 aus dem Raum Charkow nach Stalingrad mußte die Ausgangsbasis gesichert werden. Hitler hatte deshalb in der ›Führerweisung Nr. 41‹ befohlen, den sowjetischen Frontvorsprung beiderseits Isjum, der eine ständige Bedrohung Charkows darstellte, in einer Zangenoperation zu beseitigen.

Feldmarschall von Bock hatte für diese Operation einen einfachen Plan gemacht: Die 6. Armee unter General Paulus sollte von Norden, die Armeegruppe Kleist mit Teilen der 1. Panzerarmee und der 17. Armee von Süden angreifen. Sie sollten Timoschenkos prall gefüllten Frontvorsprung abkneifen und die darin aufmarschierten Sowjet-Armeen in einer Kesselschlacht vernichten. Das Deckwort für diesen Plan hieß ›Fridericus‹.

Aber nicht nur Feldmarschall von Bock, auch Marschall Timoschenko hatte seinen Plan. Er bereitete eine kühne, weitgreifende Operation vor, die auf kriegsentscheidende Wirkung zielte. Mit fünf Armeen und einer Armada von Panzerverbänden wollte er aus dem eigens dafür geschaffenen Frontvorsprung bei Isjum und nördlich davon aus dem Raum Woltschansk mit zwei Stoßkeilen die deutsche Front sprengen. In umfassender Operation sollte dann die Großstadt Charkow, das Verwaltungszentrum der ukrainischen Schwerindustrie, zurückerobert werden. Die Deutschen hätten damit ihr riesiges Versorgungszentrum für die Südfront verloren, in dem gewaltige Vorräte lagerten.

Gleichzeitig wollte Timoschenko auch noch Dnjepropetrowsk mit dem 100 Kilometer entfernten Saporoschje, dessen gewaltiger Staudamm in den 40er Jahren eine Art Weltwunder darstellte, den Deutschen entreißen.

Die Verwirklichung dieses Planes wäre für die deutsche Heeresgruppe Süd noch verhängnisvoller gewesen als der Verlust der Etappe Charkow. Denn über Dnjepropetrowsk und Saporoschje führten die Straßen und Eisenbahnen zum breiten seenartigen Unterlauf des Dnjepr, über den es weiter südlich bis zum Schwarzen Meer keinen weiteren festen Übergang mehr gab. Der gesamte Nachschub für die Armeen des deutschen Südflügels, die östlich des Dnjepr im Donez-Gebiet und auf der Krim standen, mußte über diese beiden Verkehrssterne rollen. Ihr Verlust hätte eine Katastrophe ausgelöst.

So kreisten im Frühjahr 1942 die Gedanken beider Seiten um den großen Frontbogen von Isjum, der für Bock wie für Timoschenko ein schicksalhafter Hintergrund der zukünftigen Entscheidungsschlachten war. Die Frage war nur, wer schlägt zuerst zu, wer gewinnt das Rennen mit der Zeit: Timoschenko oder Bock?

Angriff mit einem Arm

Der deutsche Fahrplan sah den 18. Mai als Angriffstag vor. Timoschenko aber war schneller.

Am 12. Mai trat er mit überraschend starken Kräften zu seiner Zangenoperation gegen die 6. Armee des Generals Paulus an. Den nördlichen Zangenarm, der aus dem Raum Woltschansk vorstieß, bildete die 28. sowjetische Armee mit 16 Schützen- und Kavalleriedivisionen, drei Panzerbrigaden und zwei Mot.-Brigaden. Das war eine überwältigende Streitmacht gegen zwei deutsche Korps, das XVII. von General Strecker und das LI. von Seydlitz-Kurzbach mit insgesamt sechs Divisionen.

Timoschenkos südlicher Zangenarm, der aus dem Frontvorsprung bei Isjum heraus angriff, war noch stärker: Zwei sowjetische Armeen, die 6. und die 57., brandeten mit 26 Schützen- und 18 Kavalleriedivisionen sowie mit 14 Panzerbrigaden gegen die Stellungen des deutschen VIII. und des rumänischen VI. Korps. Ein

halbes Dutzend deutsch-rumänischer Infanteriedivisionen, zunächst ohne einen einzigen Panzer, standen gegen eine zehnfache Übermacht, die mit überwältigenden Panzerkräften anrollte.

Es bestand gar keine Möglichkeit, den russischen Stoß an den Schwerpunkten aufzufangen. Die deutschen Linien wurden überrannt. Allerdings hielten sich noch, genau wie in der Winterschlacht, zahlreiche deutsche Stützpunkte im Rücken des durchgebrochenen Feindes.

General Paulus warf alle erreichbaren Einheiten seiner 6. Armee gegen den reißenden Durchbruchsstrom der Russen. 20 Kilometer vor Charkow gelang es, wirklich im letzten Moment, die Nordzange Timoschenkos durch Flankenstöße der schnell herangeführten 3. und 23. Panzerdivision sowie der 71. Infanteriedivision zum Stehen zu bringen.

Aber die ungeheuer starke Südzange Timoschenkos, die aus dem Isjumer Bogen hervorstieß, war nicht zu stoppen. Eine Katastrophe drohte. Der Russe brach weit nach Westen durch und näherte sich mit Kavallerieverbänden am 16. Mai der Stadt Poltawa, dem Hauptquartier Feldmarschall von Bocks, über hundert Kilometer im Rücken von Charkow. Die Lage wurde dramatisch. Bock stand vor einer schweren Entscheidung.

In zwei Tagen sollte ›Fridericus‹ beginnen. Aber die Lage hatte sich durch die russische Offensive von Grund auf geändert. General Paulus' 6. Armee war festgenagelt und mußte sich erbittert verteidigen. Sie fiel deshalb als nördliche Angriffsgruppe aus. Die Zangenoperation war damit hinfällig geworden.

Sollte man also den ganzen Plan aufgeben? Oder sollte man die Operation ›Fridericus‹ mit nur einem Arm durchführen? Bocks Generalstabschef, General von Sodenstern, drängte den zögernden Feldmarschall immer wieder, die ›einarmige‹ Lösung zu wählen. Sie war angesichts des starken Feindes riskant. Aber für diesen wagemutigen Plan sprach die Tatsache, daß Timoschenko mit jedem Kilometer, den er weiter nach Westen vorstieß, seine Flanke gefährlich verlängerte. Das war Bocks Chance!

So entschloß sich der Feldmarschall schließlich, ›Fridericus‹ mit einem Arm zu wagen. Um dem Russen keine Möglichkeit zu lassen, seine lange Flanke abzuschirmen, griff von Bock sogar einen Tag früher als geplant an.

Am Morgen des 17. Mai trat die Armeegruppe von Kleist aus dem Raum südlich Isjum mit Teilen der 1. Panzerarmee und der 17. Armee an. Acht Infanteriedivisionen, zwei Panzerdivisionen und eine Mot.-Division umfaßte Kleists Streitmacht. Rumänische Divisionen sicherten den linken Angriffsflügel.

3.15 Uhr springt Leutnant Teuber an der Spitze seiner Kompanie aus dem Graben und bricht mit seinen Männern gegen die russischen Stellungen am Waldrand vor. Stukas heulen über ihren Köpfen, stürzen und werfen Bomben auf die erkannten Stützpunkte, Bunker und Feuerstellungen der Russen.

2-cm-Heeresflak auf Selbstfahrlafette fährt zwischen Teubers Zügen vor und ersetzt die fehlenden Panzer. Im direkten Feuer jagen sie ihre Granaten peitschend gegen sowjetische Widerstandsnester. Die Infanteristen bewundern diese Waffe und ihre unerschrockenen Männer, die in vorderster Linie Sturmangriffe mitfahren.

Treibjagd auf Minenhunde

Die ersten gutausgebauten Stellungen der Russen sind im Bomben- und Granatenhagel zusammengestürzt. Trotzdem leisten die Sowjets, die das Artilleriefeuer überlebt haben, erbitterten Widerstand. Ein Sturmbataillon, in dessen Bereitstellung das Infanterieregiment 466 hineinstößt, hält bis zum letzten Mann. 450 tote Russen zeugen von dem erbitterten Kampf.

Schrittweise nur kann sich das Regiment durch dichtes Unterholz, Minenfelder und über Baumhindernisse vorwärts kämpfen. Leutnant Teuber gerät mit seiner Kompanie in die besonders zäh verteidigten Stellungen der Honigkolchose Majaki, die dicht hinter der Hauptkampflinie liegt. Die Russen feuern mit MG, Karabiner und Granatwerfer. Keinen Schritt kommt die Kompanie vorwärts.

»Artilleriefeuer anfordern«, ruft Teuber dem Artillerie-Verbin-

UNTERNEHMEN BARBAROSSA

dungsoffizier zu. Der gibt die Anforderung durch Tornisterfunk nach hinten: »Feuer auf Planquadrat 14!«

Ein toller Feuerzauber setzt wenige Minuten später ein. Auch die russische Artillerie schießt Sperrfeuer vor die Kolchose.

Teuber und seine Männer springen vor. Da ist der russische Graben. Die Sowjets sind noch drin und haben sich eng an die Grabenwand gepreßt. Die heranstürmenden deutschen Soldaten springen hinein und ducken sich unter den heulenden Granaten, die vor, hinter und in den Graben schlagen, ebenfalls an die Wand.

Sie hocken und liegen mit den Russen Schulter an Schulter. Keiner tut dem anderen etwas. Jeder krallt sich in die Erde. Jeder ist nur Mensch, der sich vor den heulenden, mordenden, glühenden Eisensplittern retten will. Es ist, als wäre die Feindschaft der Menschen wie weggeblasen angesichts der sinnlosen Urgewalt, die auf Russen und Deutsche niederprasselt.

Erst als nach einer halben Stunde das Artilleriefeuer plötzlich schweigt, reißen sich Teubers Männer hoch und rufen: »Ruki werch! Ruki werch! — Hände hoch!« Die Russen lassen ihre MPi und die Gewehre sinken und heben die Arme.

Teubers Kompanie geht weiter vor. Zwei Kilometer hinter der Imkerei stoßen die Soldaten auf zehn dampfende russische Feldküchen, die gerade Tee und Hirsebrei kochen. Die Russen sind verblüfft, als sich plötzlich deutsche Landser zum Essenempfang einfinden.

»Komm, Iwan, schenk ein«, rufen sie. Die sowjetischen Küchenbullen sind zunächst ängstlich, aber bald hauen sie den ›Germanskis‹ grinsend die Kellen voll Hirsebrei in die Kochgeschirre und gießen duftenden, grünschimmernden Tee in die Feldflaschen.

Das Frühstück endet mit einem düsteren Schauspiel: Ein sowjetischer Doppeldecker kurvt plötzlich herunter und greift den Rastplatz mit Bordwaffen an. Die Soldaten von Teubers Kompanie schießen mit ihren Gewehren und MG auf die tieffliegende alte ›Nähmaschine‹. Zahlreiche Schüsse treffen den Motor und zerfetzen die Tragflächen. Die Maschine torkelt und geht im Gleitflug, keine 200 Meter vom Rastplatz entfernt, nieder.

Der 1. Zug stürmt zum Flugzeug. Aber der Pilot verteidigt sich mit dem eingebauten MG. Als er seine Munition verschossen hat, klettert er mit seinem Begleiter, beide im Lederdreß, aus der Maschine.

»Ruki werch!« rufen die Deutschen. Aber die beiden Russen heben die Hände nicht hoch. Sie ziehen die Pistole.

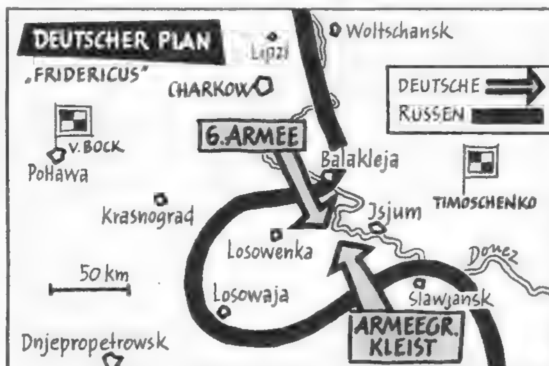
»Deckung«, ruft der Zugführer. Das ist jedoch unnötig. Die beiden Flieger wollen sich nicht mehr verteidigen, sondern nur der Gefangenschaft entgehen: Zuerst schießt sich der Begleitoffizier und dann der Pilot eine Kugel in den Kopf. Der Begleitoffizier ist ein Mädchen im Rang eines Unterleutnants.

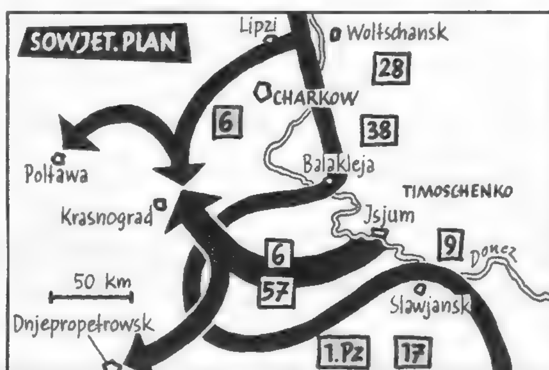
Am Abend des 17. Mai haben die Regimenter von Generalmajor Püchlers 257. I. D. in ihrem gesamten Angriffsstreifen den Donez erreicht. Am 18. Mai nehmen sie ihr nördlichstes Angriffsziel: Bogorodischnoje.

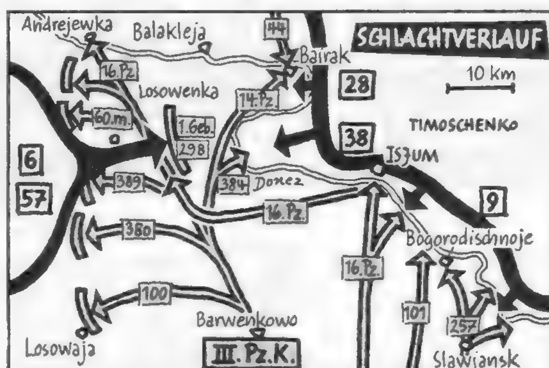
Oberleutnant Gust, der Bataillonsführer des III. Bataillons, besetzt mit seinem vordersten Zug den Ortsrand. Im gleichen Moment versucht an der Übersetzstelle eine mit 30 Pferden beladene Brückenfähre, noch aus dem Wirrwarr der brennenden Kähne abzulegen. Aber der russische Fährmann gibt das Abenteuer auf, als er die Deutschen sieht. Den Fluß hinab treiben brennende Kähne und Fähren, trudelnden Feuerinseln gleich.



Frauen der sowjetischen Luftwaffe: Gardeoberleutnant Rufina Gaschewa flog 850 Einsätze.







Oben: der deutsche Plan ›Fridericus‹. Darunter: der sowjetische Plan zur Einkesselung der 6. Armee. Unten: der Verlauf der Kesselschlacht südl. Charkow. Zeichenerklärung: 17 = 17. Armee, III. = 3. Panzerkorps, 380 = 380. I.D.

Auch die links benachbarte 101. leichte Division kämpft sich bis zum Abend des 18. Mai an den Donez heran. Bei glühender, tropisch-feuchter Hitze von 30 Grad müssen die Bataillone ein riesiges Waldgebiet durchstoßen, sich in Schützenreihe an gutgetarnten sowjetischen Waldstellungen vorbeikämpfen und sich durch breite Minenfelder quälen.

Das Pionierbataillon 213 entschärft am ersten Tag 1750 Minen aller Art. Zum erstenmal seit der Sommeroffensive des Vorjahres tauchen auch wieder Minenhunde auf, Schäferhunde und Dobermänner mit Panzerminen auf dem Rücken.

Aus getarnten Stellungen jagen sowjetische Hundeführer die Tiere gegen die vordringenden deutschen Verbände. In einer schauerlichen Treibjagd müssen die Hunde abgeschossen werden. Aber immer wieder kommen ganze Rudel und versuchen, wie sie es in der Dressur gelernt haben, unter Wagen und Protzen zu laufen. Gelingt ihnen das und findet der hochragende Auslösestift der Mine Widerstand, dann explodiert die starke Sprengladung mitsamt dem Hund und reißt in einem Umkreis von mehreren Metern alles kurz und klein.

Nach der Eroberung der Donez-Linie übernehmen die 257. I. D. und die 101. leichte Division den östlichen Flankenschutz für den tiefen Vorstoß der Panzertruppe zur eigentlichen Kesselbildung: Die 16. Panzerdivision, Speerspitze der Korpsgruppe Generalleutnant Hube, stößt mit drei Kampfgruppen durch die russischen Stellungen, wirft den Feind, wehrt starke Gegenangriffe ab und fährt dann zügig bis in die Vororte von Isjum.

Am 18. Mai um 12.30 Uhr sichern Panzer und Kradschützen bereits die einzige große West-Ost-Straße, die bei Donezki über den Donez führt. Die Kampfgruppe Sieckenius macht linksum und fährt nun nach Westen, direkt in den Kessel hinein.

Timoschenko in der Falle

Den Hauptstreich der Operation ›Fridericus‹ hat General von Mackensen mit seinem III. Panzerkorps zu führen. In der Mitte die Dresdner 14. Panzerdivision, rechts und links davon die Wiener 100. leichte Division und die bayerische 1. Gebirgsdivision, so wird der überraschte Russe am morastigen Suchoj-Torez geworfen, Barwenkowo genommen und eine Brücke gebaut. Dann stößt die 14. Panzerdivision nach Norden. Brodelnde Staubwolken hüllen die Panzer ein, die mehlige Schwarzerde macht die Männer zu Schornsteinfegern.

Im Zusammenwirken mit der Kampfgruppe Sieckenius wird der Bereka-Fluß überquert. Sowjetische Panzerstöße wehrt die 14. Panzerdivision erfolgreich ab. Am 22. Mai erreicht sie nachmittags Bairak am nördlichen Donez-Bogen.

Das war die Entscheidung! Denn drüben, am anderen Ufer, standen die Spitzen der 6. Armee, Kompanien der Wiener 44. Infanteriedivision, die Hoch- und Deutschmeister. Mit dieser Handreichung war der Isjumer Bogen durchstoßen und Timoschenkos weit nach Westen durchgebrochene Armeen abgeschnitten. Der Kessel war geschlossen.

Zu spät hatte Marschall Timoschenko die Gefahr erkannt. Mit einer solchen Antwort auf seine Offensive hatte er nicht gerechnet. Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als seinen so hoffnungsvoll begonnenen Marsch nach Westen abzubrechen, seine Divisionen umzudrehen und mit umgekehrter Front nach Osten den Ausbruch aus dem Kessel zu versuchen. Würde die dünne deutsche Kesselwand halten? Die entscheidende Phase der Schlacht brach an.

Für Generaloberst von Kleist kam es darauf an, seine Abschnürungsfront so stark zu machen, daß sowohl die nun von Westen geführten sowjetischen Ausbruchsversuche wie auch die von Osten über den Donez gestarteten Entsatzversuche abgewehrt werden könnten. Wieder begann ein Wettrennen mit der Zeit.

In glänzender Führungskunst gruppierte General von Mackensen alle ihm unterstellten Infanterie- und Mot.-Divisionen wie einen Fächer um die Achse der 14. Panzerdivision:

UH 6203

. . . der neue weg

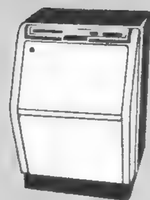
Ein Teppich schafft Behaglichkeit. Doch er muß gepflegt werden - er muß sauber sein, weil gerade Kinder so gerne darauf spielen. Er muß also geklopft, gebürstet und gesaugt werden. Das macht man heute mit dem Klopfsauger von HOOVER!*

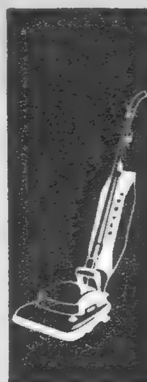
klopft, bürstet und saugt in einem Arbeitsgang

plus

Mit erhöhter, besonders starker Saugleistung, Doppel - Stretchschlauch und vielseitigem möbelschonendem Plastikzubehör. Für glatte Böden, Polstermöbel, Matratzen.

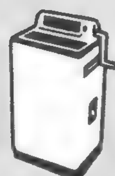




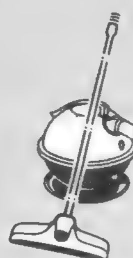


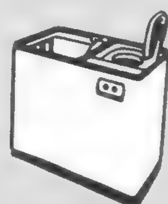












In allen guten Fachgeschäften



In 116 Ländern der Erde

UNTERNEHMEN BARBAROSSA

Die 16. Panzerdivision wurde nach einer Westdrehung nordwärts auf Andrejewka am Donez angesetzt, die 60. I. D. mot., die 389. I. D., die 380. I. D. und die 100. leichte Division fächerten nach Westen aus und bildeten die Kesselfront gegen Timoschenkos zurückflutende Armeen (siehe Karte!).

In der Mitte, wie die Spinne im Netz, saß die 1. Gebirgsdivision des Generals Lanz. Mackensen hatte diese Division herausgelöst, um sie für alle Fälle zur Hand zu haben. Diese Voraussicht brachte die letzte Entscheidung der Schlacht. Denn mit wilder Entschlossenheit jagten Timoschenkos Armeeführer ihre Divisionen gegen die deutsche Kesselfront. Sie bildeten Schwerpunkte und legten es darauf an, koste es, was es wolle, ein Loch in die deutsche Front zu schlagen, um die nur 40 Kilometer entfernte rettende Donez-Front zu erreichen.

Am Pfingstmontag gelang es den eingeschlossenen Armeen, sich durch die Absperrfront der 60. I. D. mot. und der 389. I. D. zu wälzen und auf Losowenka zu stoßen. Es war klar: Die Russen wollten auf die Rollbahn nach Isjum.

Wodka vor dem Angriff

Aber jetzt wirkte sich Mackensens Vorsichtsmaßnahme entscheidend aus: Die Sowjets treffen auf die 1. Gebirgsdivision, die eine Riegelstellung ostwärts Losowenka besetzt hielt. Was nun geschah, gehört zu den blutigsten Ereignissen des Rußlandkrieges.

Die nachfolgende Schilderung fußt auf einem Bericht des damaligen Kommandeurs der 1. Gebirgsdivision, Generalmajor Lanz, den er in seiner Divisionsgeschichte gegeben hat: Im Lichte Tausender weißer Leuchtkugeln stoßen die russischen Kolonnen gegen die deutschen Linien. Gellende Kommandos der Offiziere und Kommissare feuern die Bataillone an. Untergehakt stürmen die Rotarmisten vorwärts. Fürchterlich schallt ihr heiseres Urräh-Gebrüll durch die Nacht.

»Feuer«, kommandieren die deutschen Oberjäger an den MG und Infanteriegeschützen. Die ersten Wellen fallen. Da drehen die erdbraunen Kolonnen nach Norden ab.

Aber auch dort stoßen sie auf die Sperren der Gebirgsjäger. Die russischen Angriffswellen wogen zurück und stampfen nun ohne Rücksicht auf Verluste in die deutsche Front hinein. Sie erschlagen und erstechen alles, was sich ihnen in den Weg stellt, kommen noch ein paar hundert Meter vorwärts und sinken dann im flankierenden deutschen MG-Feuer zusammen. Was nicht tot ist, wankt, kriecht, stolpert zurück in die Schluchten der Bereka.

Am nächsten Abend wiederholt sich die Szene. Diesmal fahren mehrere ›T 34‹ mitten in den dichten Knäueln der anstürmenden Rotarmisten. Die untergehakten Massen stehen unter Wodka. Woher sollen die armen Hunde denn sonst auch den Mut nehmen, mit ›Urräh‹ in den sicheren Tod zu stürmen?

Wo ein deutscher Stützpunkt von den Sowjets überrollt wird, findet man beim Gegenstoß nur Leichen mit gespaltenen Schädeln, bajonettierte und bis zur Unkenntlichkeit zertrampelte Körper. Voll grauenhafter Wut ist dieser Kampf. Schrecklich diese Straße des Todes.

Am dritten Tag endlich ist die Kraft der Russen gebrochen. Die beiden Oberbefehlshaber der 6. und 57. sowjetischen Armee, Generalleutnant Gorodnjanskij und Generalleutnant Podlas, sowie ihre Stabsoffiziere liegen tot auf dem Kampffeld.

Die große Schlacht ist zu Ende, Timoschenko geschlagen. Er verlor die Masse von 20 Schützendivisionen und sieben Kavalleriedivi-



Generaloberst von Kleist befehligt in der Kesselschlacht bei Charkow den südlichen Zangenarm.

sionen. 14 Panzerbrigaden wurden vollständig vernichtet. 239 000 Rotarmisten wankten in die Gefangenschaft. 1250 Panzer und 2026 Geschütze wurden zerstört oder erbeutet. Das war das Ende der Schlacht von Charkow, bei der die Sowjets die Deutschen einkesseln wollten und selber eingekesselt wurden. Es war ein ungewöhnlicher deutscher Sieg, der in wenigen Tagen aus einer Niederlage heraus gezaubert wurde.

Aber die siegreichen deutschen Divisionen ahnten nicht, daß dieser durch Führungskunst und Tapferkeit erzielte Erfolg das Tor zu einem düsteren Schicksal öffnete: denn sie marschierten nun nach Stalingrad.

Kertsch und Charkow — zwei große Vernichtungsschlachten innerhalb von drei Wochen: sechs sowjetische Armeen zerschlagen, 409 000 sowjetische Soldaten gefangen, 3159 Geschütze und 1508 Panzer zerstört oder erbeutet. Das deutsche Ostheer zeigte sich wieder auf der Höhe seiner überlegenen Kraft. Das Glück marschierte wieder mit Hitlers Fahnen. Vergessen war der schreckliche Winter mit dem Gespenst der Niederlage.

Und während noch im Kessel südlich Charkow die letzten Schüsse gewechselt wurden und

Gruppen und Grüppchen halbverhungerter Rotarmisten aus ihren Schlupflöchern krochen, da lief schon wieder das Räderwerk einer neuen Schlacht an: der Kampf um Sewastopol, den letzten sowjetischen Stützpunkt auf der Südwestecke der Krim, die stärkste Festung der Welt.

An der Küste vor Sewastopol

»Wir können ablegen, Herr Feldmarschall!« Der italienische Leutnant zur See salutierte. Manstein tippte an seinen Mützenrand, nickte lächelnd und sagte zu seiner Begleitung: »Also dann, meine Herren, besteigen wir unseren Kreuzer.«

Der Kreuzer war ein italienisches Schnellboot, das einzige Kriegsschiff, das Manstein zur Verfügung hatte. Kapitän zur See von Wedel, der Hafenkommandant von Jalta, hatte es herangeschafft. Manstein wollte eine Fahrt an der Südküste der Krim entlang machen, um selbst zu prüfen, ob die Küstenstraße von See her einzusehen sei. Denn über diese Straße lief der gesamte Nachschub des XXX. Korps, das an der Südfront von Sewastopol lag. Eine Gefährdung dieses Nachschubs durch sowjetische Seestreitkräfte könnte das Programm der Schlacht um Sewastopol durcheinanderbringen.

Bei strahlender Sonne schoß das Boot an der Schwarzmeerküste entlang. Die Gärten von Jalta umrahmten mit ihren hohen Bäumen die weißen Villen und Paläste. Bis auf die Höhe von Balaklawa fuhr das Boot nach Westen. Das alte Fort auf der kahlen Felskuppe ragte mit seinen beiden Wehrtürmen in den blauen Himmel.

Feldmarschall im Feuerhagel

Hier kämpften 1854/55, während des Krimkrieges, Franzosen und Engländer, die mit einem Expeditionskorps in Eupatoria gelandet waren, um Zar Nikolaus zur Raison zu bringen. Fast ein Jahr, 347 Tage, hatten damals die Belagerung und der Kampf um Sewastopol gedauert, dann erst gaben die Russen auf. Die Zahl der Opfer — einschließlich der Zivilbevölkerung — war für damalige Zeiten sehr hoch. Die Schätzungen bewegen sich zwischen 100 000 und 500 000.

Manstein kannte diese Tatsachen. Er hatte alle Studien über den Krimkrieg gelesen. Und er wußte, daß die Sowjets unter den alten Forts ganz neue, moderne Verteidigungswerke angelegt hatten: riesige Kasematten, betonierte Geschützstände mit Panzerkuppeln und einem Labyrinth von unterirdischen Versorgungslagern.

Es bestand kein Zweifel, daß Stalin im Jahre 1942 diese Seefestung genauso mit Krallen und Zähnen verteidigen würde, wie es Zar Nikolaus I. in den Jahren 1854/55 getan hatte. Denn Sewastopol mit seinem günstigen Naturhafen war der Hauptstützpunkt, der Rückhalt der russischen Kriegsflotte im Schwarzen Meer. Würde Sewastopol fallen, dann müßte sich die sowjetische Flotte in die Schlupfwinkel an der Ostküste zurückziehen.

Manstein und Kapitän von Wedel waren im Gespräch ver-

tieft, als plötzlich ein schreckliches Krachen, Blitzen, Splittern und Schreien das Boot erfüllte.

»Flieger!« schrie Mansteins Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Specht. Zu spät sprangen die Italiener ans Fla-MG. Aus der Sonne heraus waren zwei sowjetische Jäger von Sewastopol herangeflogen und dann heruntergestoßen. Mit ihren Bordwaffen hatten sie das Boot erwischt.

Decksplanken splitterten. Feuer schoß auf. Kapitän von Wedel, der neben Manstein gesessen hatte, brach getroffen zusammen — tot. An der Reling lag der italienische Oberbootsmannsmaat — tot.

Fritz Nagel, Mansteins treuer Begleiter in jeder Schlacht seit dem ersten Kriegstage, wurde mit einem schweren Oberschenkelschuß gegen den Luftschacht am Heck geschleudert. Die Schlagader war zerrissen. Das Blut schoß in schnellen Schlägen aus der Wunde. Der italienische Kommandant riß sich sein Hemd vom Leibe, um die Schlagader abzubinden.

Oberleutnant Specht zog sich aus und sprang ins Wasser. Er schwamm zur Küste und hielt splitternackt einen erstaunten Lkw-Fahrer an, mit dem er nach Jalta brauste. Dort griff sich der Oberleutnant ein Motorboot, jagte zum brennenden Schnellboot zurück und schleppte es in den Hafen von Jalta ein.

Der Feldmarschall brachte Fritz Nagel selber ins Lazarett. Aber es war zu spät. Der Oberfeldwebel war nicht mehr zu retten.

Zwei Tage später, als rings um Sewastopol die Geschwader von General Richthofens VIII. Fliegerkorps zum ersten Akt der großen Schlacht rüsteten und die Motoren anwarfen, stand Manstein auf dem Friedhof von Jalta am Grabe seines Fahrers. Was der Feldmarschall am Sarge seines Feldwebels sagte, verdient in der sonst so schrecklichen Chronik jenes schrecklichen Krieges verzeichnet zu werden: »In den gemeinsamen Jahren täglichen Lebens und großen Erlebens sind wir Freunde geworden. Das Band der Freundschaft kann auch die tückische Kugel, die dich traf, nicht zerschneiden. Meine Dankbarkeit und meine Treue, unser aller Gedenken folgen dir über das Grab hinaus in die Ewigkeit. Nun ruhe in Frieden, leb wohl, mein bester Kamerad!«

Die Ehrensalve rollte über die Baumwipfel. Von Westen her tönte grollendes Donnern: Richthofens Geschwader starteten gegen Sewastopol. Die große 27tägige Schlacht gegen die stärkste Festung der Welt hatte begonnen.

IM NÄCHSTEN HEFT:
1300 Rohre gegen die stärkste Festung der Welt. »Wir sind noch 22. Lebt wohl!« Kasematte Nordfort sprengt sich selbst in die Luft.

Sturm auf den Reichstag ... General von Lüttwitz warnt Ebert und Noske ... Chansonette Gussie Holl: ›Wenn der Mann im Mond ein Neger wäre‹ ... Brigade Ehrhardt marschiert



An der Spitze einer Liste von 895 ›Kriegsverbrechern‹ sollte Wilhelm II. nach dem ersten Weltkrieg an die Alliierten ausgeliefert werden. Auf dem Bild mit der Kaiserin und einem Enkelsohn.

Die Jahreswende 1919/20 sieht die junge deutsche Republik vor einer neuen schweren Krise: Im Reichswehr-Offizierskorps hat sich ein rechtsgerichteter Verschwörerkreis gebildet, dessen Ziel ein Staatsstreich ist. Generallandschaftsdirektor Kapp aus Königsberg soll nach Wunsch der Putschisten die Leitung einer künftigen Regierung übernehmen.

Im Januar 1920 trieb das politische Hintergrundspiel in Deutschland seinem Höhepunkt entgegen: General von Lüttwitz, Generallandschaftsdirektor Kapp und die übrigen Verschwärer gegen die Republik trafen sich zu wiederholten Malen. Es ging ihnen darum, den günstigsten Zeitpunkt zum Losschlagen zu wählen.

Sie waren sich klar darüber, daß die beste Gelegenheit verpaßt war: die Tage und Wochen unmittelbar nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrages, als man sich auf der Woge der allgemeinen nationalen Empörung wahrscheinlich leicht hätte nach oben, an die Macht tragen lassen können.

Doch ein neuer, ihrem Vorhaben günstiger Zeitpunkt rückte heran. Es waren einmal die bevorstehenden Massenentlassungen in der Reichswehr, verbunden mit der Auflösung der Freikorps, und zum anderen die Forderung der Alliierten, den Kaiser und die übrigen ›Kriegsverbrecher‹ auszuliefern.

Hauptmann Pabst und Oberst Bauer hatten einen politischen Klub gegründet. Er nannte sich ›Nationale Vereinigung‹ und diente dazu, neue Verschwörer zu gewinnen und gleichzeitig die geistigen Grundlagen für die Machtübernahme zu erarbeiten.

Es wurde immer deutlicher, daß der Drang des Offizierskorps zur Macht Rachegedanken entsprang. Die Ehre des Offiziers war in den ersten Revolutionsmonaten in den Staub getreten worden. Sie in altem Glanz wiederherzustellen, erschien unabdingbare Pflicht.

Auch der alte Offiziersdünkel regte sich wieder. Manchen ehemals kaiserlichen Generalen, Obristen und Hauptleuten erschien es unerträglich, daß an der Spitze des Reiches statt des angestammten Herrschers ein früherer Sattlergeselle und ›Kneipenwirt‹ stand. Für dieselben Kreise wie auch für Teile des Adels und des Bürgertums war Eberts Frau Luise, die einfacher Herkunft war, nur die ›Ebertsche‹.

Schließlich meinten die Offiziere, daß sie und die ihnen untergebenen Soldaten von der Regierung, für die sie ihr Blut vergossen, nicht gebührend geschätzt würden. »Die Monarchie«, so klagte General Maercker, »hatte dem Heere für den Schutz von Thron und Staat gedankt, indem sie für den Soldaten sorgte, sein Ansehen schützte und ihm manche Vorteile gewährte. Auch die neuen Machthaber verlangten von der Truppe persönlichen Schutz, Sicherung ihrer Machtstellung und der Reichsgrenzen. Für das Wohl der Truppe zeigten sie jedoch wenig Verständnis. Wenn sie dringend gebraucht wurde, fand man gelegentlich schöne Worte, mehr nicht ...« Es lag hierin das Gefühl des Verachtetseins von Stiefkindern. Die Offiziere konnten es um so weniger ertragen, als die Armee zur Kaiserzeit das gehätschelte Lieblingskind gewesen war.

Alles dies kam zusammen, um ein Pulvergemisch herzustellen, das zur Explosion führen mußte.

Die Stimmung im Volk schien einem Putsch günstig. Zu einem großen Teil sah es nicht oder wollte es nicht sehen, daß die über Deutschland hereingebrochene Verelendung die Folge eines langen, verlustreichen und zudem verlorenen Krieges



Die ›Ebertsche‹ wurde die aus einfachen Verhältnissen stammende Gattin Eberts verächtlich in jenen Kreisen genannt, die den neuen Staat und seine führenden Persönlichkeiten ablehnten.



Es wird geschossen! Fanatisierte Kommunisten versuchten in den Januar-Tagen 1920 das Reichstagsgebäude zu stürmen. Die Polizei schoß scharf in die Menge. Verluste: 42 Tote und über hundert Verletzte.

war; es schob vielmehr alle Schuld daran den neuen Machthabern in die Schuhe.

Eine Reihe Schriftsteller wandte sich gegen sie und die von ihnen herbeigeführte Revolution. So Ernst von Wolzogen in seinem Buch ›Harte Worte‹. Am schärfsten ging Oswald Spengler, dessen Werk ›Der Untergang des Abendlandes‹ Auflage um Auflage erlebte, in seiner Arbeit ›Preußentum und Sozialismus‹ rückschauend mit den Männern, die den Kaiser gestürzt hatten, ins Gericht. »Die Marxisten«, so schrieb er, »hatten am 9. November freie Hand. Sie hatten die Macht. Aber sie verkrochen sich. Statt an die Spitze roter Heere stellten sie sich an die Spitze gutbezahlter Arbeiterräte. Statt der Schlachten gegen den Kapitalismus gewannen sie die Proviantläger, Fensterscheiben und Staatskassen. Statt ihr Leben verkauften sie Uniformen ...« Er prophezeite, daß sie »in zwei Jahren lächerlich geworden« sein würden.

Schüsse auf Erzberger

Die Offiziere der Reichswehr wollten gar nicht erst warten, bis es soweit war. Sie wollten diesem System schon vorher den Todesstoß versetzen.

In ihrer Auffassung, daß ein Putsch notwendig sei und von der großen Mehrheit des Volkes beifällig aufgenommen würde, bestärkte sie die Reaktion der Bevölkerung auf verschiedene Ereignisse des Januar:

Am 13. versuchten Kommunisten und Unabhängige das Reichstagsgebäude zu stürmen, in dem die Nationalversammlung gerade über das Betriebsrätegesetz beriet. Nach Ansicht der Kommunisten räumte das Gesetz den Arbeitern nicht genug Rechte ein. Den Polizisten, die das Gebäude zu schützen hatten, wurden die Waffen entrissen und die Beamten schwer mißhandelt. Einzelne Schüsse pfiffen bis in die Kuppelhalle des Parlaments. Die Demonstranten konnten schließlich nur dadurch zurückgeschlagen werden, daß der Offizier der herbeigerufenen Polizei-Verstärkung mit Maschinengewehren auf sie schießen ließ. Den damals noch ›Königsplatz‹ genannten späteren ›Platz der Republik‹ bedeckten 42 Tote und über hundert Verletzte.

Schrecken und Empörung. Der totgeglaubte Kommunismus lebt also noch! Und wie dreist beweist er seine Existenz! Was lag näher, als nach der starken Hand zu rufen, die ihm ein für allemal den Garaus machen würde?

Zwei Tage später wurde in München vor dem Landgericht I gegen den jungen Grafen Arco-Valley, den Mörder des Ministerpräsidenten Kurt Eisner, verhandelt. Es war bereits der vierte politische Prozeß innerhalb weniger Wochen. Dabei war unverkennbar, daß unter konservativ-vaterländischen Gesichtspunkten Recht gesprochen wurde.

Gegen die bolschewistischen Münchner Geiselmörder, denen u. a. die Gräfin Westarp von der national-völkischen Thule-Gesellschaft zum Opfer gefallen war, hatte es Todesurteile gegeben. Der Attentäter vom Münchner Landtag, der rote Revolutionär Lindner, der den sozialistischen Minister Auer schwer verletzte und zwei weitere Personen erschoß, erhielt 14 Jahre Zuchthaus. Die Tat des Oberleutnants Marloh dagegen, des Mörders von 30 waffenlosen Matrosen der linksstehenden Volksmarinedivision, blieb ungesühnt. Marloh konnte als freier Mann den Gerichtssaal verlassen. Unter Hitler brachte er es später zum Zuchthausdirektor.

Auch Graf Arco wurde von seinen Richtern mit Samthandschuhen angefaßt. Mit Ergriffenheit und Zorn lauschten die Zuhörer der Aussage des Sachverständigen Professor Sauerbruch, der den Grafen in der Klinik behandelt hatte. Der bekannte Chirurg schilderte die seelischen Aufregungen, denen sein Patient während der verhängnisvollen Zeit der Räterepublik ausgesetzt gewesen war: »Den schwerverletzten Arco, an dessen Transport nicht zu denken war, holte man mit Gewalt aus dem Spital und brachte ihn in das Kommunisten-Hauptquartier. Dort haben sich scheußliche Szenen abgespielt. Es kamen Frauenzimmer, die sich um das Bett des Schwerkranken herumstellten und ihn in der unflätigsten Weise beschimpften, ja sogar anspuckten. Nur mit Mühe gelang es, den Kranken wieder ins Spital zurückzuführen.«

Dem Todesurteil konnte Arco nicht entgehen. Doch sah das Gericht von einer Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte ab, »weil«, so sagte der Gerichtsvorsitzende, Landgerichtsrat Neithardt, in der Urteilsbegründung, »die Handlungsweise des



Fritzi Massary — das ist ein Märchen aus tausendundeinem Theater-Abend — ein Märchen, das die KRISTALL-Leser jedoch miterleben können auf der großen Langspielplatte, die Electrola nach unserer Dokumentarserie produziert hat. Gespielt hat die Massary über ein Drittel Jahrhundert hindurch auf den Bühnen der ›Massary-Stadt‹ Berlin. Hierher kam sie aus Wien, ihrer Heimat, über Moskau, wo sie debütierte. Hier lagen ihr die halbe Welt die Halbwelt und die große Welt zu Füßen. Der charmantesten aller Frauen jener Tage, dieser wahrhaften Dame, dieser Grande Cocotte, dieser Primadonna der Operette. Man vergötterte sie, diese Göttliche der leichten, ach so schweren Muse. Verheiratet war sie mit dem großen Komiker Max Pallenberg, der 1934 tödlich verunglückte. Heute lebt sie in Beverly Hills bei Hollywood — eine Achtzigjährige mit dem Charme einer Jungen



Deutsch-amerikanische Trauung. Schneller als die Politiker vergaßen auch damals Fräulein Schmidt und Mister Smith den Krieg. Es kam zu zahlreichen Ehen zwischen deutschen Mädchen und ›Besatzern‹.

politisch unmündigen jungen Mannes nicht niedriger Gesinnung, sondern der glühendsten Liebe zu seinem Volk und seinem Vaterland entsprang und ein Ausfluß seines Draufgängertums und der in weiten Volkskreisen herrschenden Empörung gegen Eisner war«. Daraufhin wurde die Strafe von der bayerischen Regierung in lebenslängliche Festungshaft umgewandelt. Arco, im Dritten Reich in Freiheit gesetzt, kam kurz nach dem zweiten Weltkrieg durch einen Autounfall ums Leben.

Am 26. Januar schließlich wurde das erste Attentat auf Erzberger verübt. Der vielgewandte Mann war noch von der Kaiserzeit her mit Helfferich verfeindet, den er wegen seiner Methoden der Kriegsfinanzierung als den ›leichtfertigsten aller Finanzminister‹ bezeichnete. Helfferich schlug zurück, indem er seinerseits Erzberger einen ›Reichsverderber‹ nannte. In Zeitungsartikeln behauptete der Finanzminister des alten Reiches außerdem, daß der des neuen während des Krieges als Mitglied des Aufsichtsrates eines großen Industrie-Konzerns für die Einverleibung feindlichen Gebiets eingetreten sei, an dem seine Firma Interesse bekundete. Erzberger stellte daraufhin Strafantrag bei der Staatsanwaltschaft, die Anklage erhob.

Als er an einem der Verhandlungstage des Prozesses, der mit einem Sieg Helfferichs endete, das Gerichtsgebäude in Berlin-Moabit verließ, schoß der Gymnasiast und ehemalige Fähnrich Oltwig von Hirschfeld mit einem Revolver auf ihn und verwundete ihn an der Schulter. Obwohl Hirschfeld anfangs selbst zugab, daß er Erzberger ›aus vaterländischem Interesse‹ habe beseitigen wollen, erkannten die Geschworenen später nicht auf versuchten Mord oder Totschlag, sondern verurteilten ihn lediglich wegen gefährlicher Körperverletzung zu der geringen Strafe von einem Jahr und sechs Monaten Gefängnis.

Verschwörer in Zeitnot

In allen diesen Fällen hatte, nach der Meinung von Lüttwitz', Kapps und ihrer Mitverschwörer, die Öffentlichkeit zu erkennen gegeben, daß sie nach rechts, also auf ihre Seite neige. Um so mehr Grund, nicht mehr lange zu fackeln.

Doch da trat etwas Unvorhergesehenes ein: Die sozialdemokratische Regierung Bauer blieb in der ›Kriegsverbrecher‹-Frage fest. Sie beschloß, keinen der von alliierter Seite schwer belasteten Männer zur Bestrafung auszuliefern. Statt dessen wurde vorgeschlagen, sie im Falle einer Schuld von deutschen Gerichten aburteilen zu lassen.

Als am 3. Februar dem Präsidenten der deutschen Friedensdelegation, Freiherrn von Lersner, in Paris die Auslieferungsliste übergeben wurde, sandte er sie zurück. Die Liste wurde daraufhin vier Tage später durch den französischen Geschäftsträger in Berlin überreicht. Sie enthielt 895 Namen. Fast alle im Krieg bekanntgewordenen Heerführer waren genannt. Unter ihnen:



Generallandschaftsdirektor Wolfgang Kapp aus Ostpreußen: Putschte gegen die junge Republik.

der Kaiser, Kronprinz Wilhelm, die Feldmarschälle von Hindenburg und von Mackensen, General Ludendorff, die Admirale Tirpitz und Scheer. Weiter sollten 29 U-Boot-Kommandanten sowie der frühere Reichskanzler von Bethmann Hollweg und eine Anzahl anderer hoher Beamter vor ausländischen Gerichten ihrer Bestrafung entgegensehen.

Angesichts eines solchen ehrverletzenden Umfangs der Liste beharrte die Regierung um so fester auf ihrem Standpunkt: keine Auslieferung; Aburteilung durch deutsche Gerichte.

Schon vorher hatte auch Holland, unter Bezugnahme auf das Wilhelm II. gewährte Asylrecht, die Auslieferung des Kaisers verweigert. Der große Berliner Humorist Otto Reutter sang damals im Café Zielka, Ecke Friedrich- und Leipziger Straße, ein Vorkriegsgoldstück mit dem Bild des Kaisers in der Hand, das Couplet:

Du bist in Doorn.
Dein Bild ist hier.
Ich wahre still bei mir Zuhaus
in purem Gold dies Souvenir.
Sei unbesorgt —
ich liefre dich nicht aus.

Die Festigkeit der deutschen Regierung beeindruckte die Sieger derart, daß sie sich am 17. Februar mit der Aburteilung der Beschuldigten vor dem Reichsgericht in Leipzig einverstanden erklärten.

Damit war Lüttwitz und Kapp, die mit einem Entrüstungssturm gerechnet hatten, wenn die Regierung, wie erwartet, nachgegeben hätte, der Wind aus den Segeln genommen. War es also nicht besser, auf den geplanten gewaltsamen Umsturz zu verzichten? Kapp, dem starke Zweifel gekommen waren, neigte dazu. Lüttwitz dagegen beharrte darauf, den einmal gefaßten Plan weiter zu verfolgen.

Die Verschwörer befanden sich in einer Zwangslage. Binnen weniger Monate würde die militärische Macht, über die sie jetzt noch verfügten, unter ihren Händen zerronnen sein, wenn sie nicht handelten. Vor allem die sechstausend Mann der Brigade Ehrhardt, auf die sich ihre Putschpläne vornehmlich stützten, wären in alle Winde zerstoben.

Lüttwitz hatte Ehrhardt sein Wort gegeben, daß er sich der befohlenen Auflösung der Brigade widersetzen werde. Am 1. März wiederholt er es. Es ist der Feiertag des einjährigen Bestehens der Brigade. Sie hat sich in vielen Kämpfen bewährt. Für ihren spitzbärtigen, nach Seemannsart kurz angebundenen Kommandeur geht sie bedenkenlos durchs Feuer.

Vor dem Karree der angetretenen Bataillone steht General von Lüttwitz. Die Freude über diese straff disziplinierten Soldaten, die besten weit und breit, leuchtet ihm aus den Augen. Seine Stimme klingt hell und scharf: »Ich werde nicht dulden, daß mir eine solche Kerntruppe in so gewitterschwüler Zeit zerschlagen wird!«

Sein Generalstabschef, General von Oldershausen, sowie sein Erster Generalstabsoffizier und Schwiegersohn, Major von Hammerstein, stellen ihm hinterher die Unsinnigkeit seines Vorhabens vor Augen. Sie erklären ihm unumwunden, daß er sie im Falle von Gewaltmaßnahmen gegen die Regierung nicht auf seiner Seite finden werde.

Die Führer der Deutschnationalen und der Deutschen Volkspartei, Hergt und Heinze, lassen sich auf ihre Veranlassung bei ihm melden.

»Was verlangen Sie denn eigentlich?« fragen sie.

»Die Regierung soll die Auflösung der Freiwilligenkorps und die Verkleinerung der Reichswehr bis auf weiteres hinausschieben.«

»Wenn die Regierung aber nicht will?«

»Sie muß wollen.«

»Wenn sie sich aber weigert, können Sie dann noch zurück?«

»Nein, zurück kann man dann nicht mehr.«

Am 10. März wird von Lüttwitz auf sein dringendes Ersuchen von Reichspräsident Ebert empfangen. Es war dem General zu Ohren gekommen, daß die Brigade Ehrhardt seiner Kommandogewalt entzogen und dem Chef der Marineleitung, Admiral von Trotha, unterstellt werden sollte. Die Regierung hatte demnach Wind von seinen Absichten bekommen. Es galt daher, rasch zu handeln.

Ebert hat Noske zu dem Gespräch gebeten, den Mann, den die Verschwörer seit Monaten umwerben, um ihn doch noch für den Gedanken einer Militärdiktatur unter seiner Leitung zu gewinnen. Sie würden ihn Kapp vorziehen. Sein Name hat



Brigade Ehrhardt: Hißte die kaiserliche Marine-Flagge am Wilhelmplatz.



Hermann Ehrhardt (links), bewährter Seeoffizier und Freikorpsführer, Chef der nach ihm benannten Marinebrigade: Marschierte auf Berlin.



General Hans von Seeckt: Lehnte es ab, auf Kameraden schießen zu lassen.



Gussie Holl, in jenen bunten Jahren die bedeutendste Chansonette des deutschen Kabaretts, am Frühstückstisch mit ihrem Mann Emil Jannings.

Klang, während der Kapps schon so gut wie vergessen ist. Durch ihn wäre es vielleicht sogar möglich, die sozialdemokratische Arbeiterschaft sich geneigt zu machen. Doch Noske hat sich bisher versagt, und es gilt bereits als ausgeschlossen, daß er seine Haltung ändern wird.

Die Unterredung verläuft frostig. Lüttwitz stellt Forderungen, zuerst militärischer Natur: Einstellung der Entlassungen, keine weitere, von den Siegern geforderte Vernichtung von Kriegsmaterial, Verbleiben der Brigade Ehrhardt unter seinem Kommando.

Noske entgegnet scharf, er lasse sich von keinem General — wer er auch sei — vorschreiben, was er zu tun habe. Die im Versailler Vertrag festgelegte Verminderung des Heeres sei von den Alliierten erst vor kurzem befristet gefordert worden; sie müsse durchgeführt werden ebenso wie die Vernichtung des Kriegsmaterials. Hinsichtlich der Brigade Ehrhardt bleibe es bei dem, was er befohlen habe.

Lüttwitz beherrscht sich nur mühsam. Er sei es nicht gewohnt, sagt er erregt, daß man so zu ihm spreche.

Alsdann bringt er seine politischen Forderungen vor, die der politische Berater Kapps, Schnitzler, inzwischen ausgearbeitet hat: baldige Reichstagswahlen, Wahl des Reichspräsidenten durch das Volk, Fachminister statt Parteiminister in die Regierung.

Nun verbittet sich auch Ebert ruhig, aber bestimmt die Einmischung Unbefugter in Dinge, die allein Sache der politischen Instanzen seien.

Lüttwitz: »Ich wollte nur warnen, ehe es zu spät ist.«

Nach dem Ende der Unterredung wartete Noske noch einen Tag. Er nahm an, daß General von Lüttwitz, nachdem er sich bloßgestellt hatte, seinen Abschied einreichen würde. Als dies jedoch nicht geschah, gab er dem Berliner Polizeipräsidenten Ernst Befehl, die Häupter der ›Nationalen Vereinigung‹, Kapp, Pabst, Bauer und Schnitzler, zu verhaften. Der Chef der Heeresleitung, General Reinhardt, erhielt Weisung, Lüttwitz seiner Stellung als Befehlshaber der Berliner Reichswehr-Truppen zu entheben und ihn zur Einreichung seines Abschieds aufzufordern.

Die Verhaftungen mißlangen jedoch. Die vier Verschwörer, rechtzeitig gewarnt, konnten entkommen.

Was Lüttwitz betraf, so fuhr er in jagender Eile im Kraftwagen nach Döberitz. Bereits auf halbem Weg trifft er auf Ehrhardt, der, über die Haftbefehle beunruhigt, unterwegs nach Berlin ist. Auf der Straße entspinnt sich ein kurzes Gespräch.

Lüttwitz: »Sind Sie bereit, heute abend nach Berlin zu marschieren?«

Ehrhardt: »Heute noch nicht.«

»Aber morgen?«

»Jawohl.«

Am Abend des 12. März 1920, 22 Uhr, begann der Marsch der Marinebrigade Ehrhardt auf Berlin. Sie marschierte gegen eine Stadt, die diesen hartgesottenen, karg gehaltenen und strengster Disziplin unterworfenen Burschen aus dem Döberitzer Sand in mehr als einer Hinsicht als eine fremde, feindliche Hochburg erscheinen mußte.

Noske resigniert

Was war Berlin in ihren Augen? Zum einen war es der Sitz der ihnen verhaßten Regierung, die sie ausgenützt hatte, um sie dann wegzuwerfen wie wertlos gewordene Geldstücke. Zum anderen erschien es ihnen als ›entnervt, überfremdet, vernigger, verjudet‹.

Die Stadt hallte wider von den Dissonanzen des Jazz. In den Kinos liefen amerikanische Filme, und im Kabarett ›Schall und Rauch‹, das schon in der Vorkriegszeit bestanden hatte und im Keller von Reinhardts ›Großem Schauspielhaus‹ neu eröffnet worden war, sang die ebenso elegante wie schnoddrige Chansonette Gussie Holl das Lied ›Wenn der Mann im Mond ein Neger wär'‹:

If the man in the moon
were a coon und im Dunkeln liebten die Girls—
Schenkten alle weißen Ladys
schwarze Babys
schwarzen Kerls . . .

Die Männer der Brigade Ehrhardt hatten sich das antisemitische Hakenkreuz der Münchner Thuleleute an die Stahlhelme gemalt. Bücher wie ›Arische Weltanschauung‹ des Deutsch-Engländers Houston Stewart Chamberlain, des Schwiegersohnes von Richard Wagner, und Broschüren etwa mit dem Titel ›Das deutsche Haus und das Haus Israel — Ohne Entjudung keine Rettung‹ zeitigten ihre erste Wirkung. Das Lied der Brigade

Hakenkreuz am Stahlhelm,
schwarzweißrotes Band,
die Brigade Ehrhardt
werden wir genannt

klang wie eine Kampfansage an den ›Berliner Sumpf‹. Daß sie die beginnende Blüte des Kunst- und Kulturlebens der Stadt, wo eben ein Wilhelm Furtwängler als Gastdirigent die Philharmoniker leitete, wo ein junger, bis dahin unbekannter Tenor namens Richard Tauber als Alfred in ›La Traviata‹ seine ersten Erfolge errungen und ein Fritz Kortner einen in solcher Dämonie nie zuvor gesehenen Britenkönig Richard III. auf die Bühne gestellt hatte, unter ihren derben Nagelstiefeln zertreten würden, war ihnen bei der Stumpfheit ihres von aller Kultur abgekapselten Landsknechtsdaseins nicht bewußt.

Sie marschierten, wie es ihnen befohlen war. Weiter kümmerte sie nichts.

Vergebens versuchte Noske, sie durch bewaffnete Macht aufhalten zu lassen. Die Mehrheit der ihm treu gebliebenen Reichswehroffiziere — voran der Chef des Truppenamtes des ehemaligen Großen Generalstabs, General von Seeckt — weigerte sich, Schießbefehl gegen ihre einstigen Kameraden zu geben. Die Berliner Garnison war der Brigade Ehrhardt zahlenmäßig um die Hälfte unterlegen, und die 9000 Mann starke Sicherheitspolizei liebäugelte bereits mit den Putschisten. Unter diesen Umständen erschien es sinnlos, in einer Schlacht Reichswehr gegen Reichswehr, deren Ergebnis von vornherein feststand, die alte Kameradschaft zum Teufel gehen und das kostbare Machtinstrument der Regierung zerbrechen zu lassen.

Noske resignierte: »Am liebsten schösse ich mich tot.«

Um sechs Uhr früh am 13. März 1920, nach Ablauf eines fünfstündigen Ultimatums, das Ehrhardt der Regierung gestellt hatte, um die Forderungen seines Chefs Lüttwitz anzunehmen, zog die Brigade in einer langen grauen Marschkolonne mit flatternden Marinebannern und unter schmetternden Preußenmärschen in die Reichshauptstadt ein.

Es war — dreizehn Jahre vor dem 30. Januar 1933 — der erste Marsch unterm Hakenkreuz durch das Brandenburger Tor.

Zur gleichen Zeit geschah in der Welt:

16. Jan. 1920	Das Alkoholverbot in den Vereinigten Staaten tritt in Kraft.
2. Febr.	Im Vertrag von Dorpat wird Estland von Rußland diplomatisch anerkannt.
7. Febr.	Der gefangengenommene weißrussische Admiral Koltschak wird in Irkutsk erschossen.
1. März	Admiral Horthy, Oberbefehlshaber der ungarischen Truppen, wird zum Staatsoberhaupt und Reichsverweser von Ungarn gewählt.
8. März	Beitritt der Schweiz zum Völkerbund, nachdem die Zusage gegeben wurde, daß die Schweiz nicht an militärischen Sanktionen teilzunehmen braucht.

In Frankreich bildet sich die ›Gruppe der Sechs‹, die einen neuen Musikstil ohne Romantik und Impressionismus anstrebt. Ihr gehören unter anderen die Komponisten Milhaud, Tailleferre und Honegger an.
Der russische Regisseur Meyerhold eröffnet in Moskau ein eigenes Theater.
Die ›Hungaria-Filmgesellschaft‹ verfilmt in Budapest Tolstois Roman ›Anna Karenina‹.



Der flotte ›Schieber‹ blieb unverwüstlich in Mode, trotz Shimmy, Foxtrott und Charleston.

Im nächsten Heft:

Eine Köpenickiade im Großen

Ebert flieht nach Dresden. Tohuwabohu in der Reichskanzlei. Kapp in der Würgeschlinge des Generalstreiks. Offiziersmord im Schöneberger Rathaus. Das ›Kabinett des Dr. Caligari‹. Aufstand im Ruhrgebiet. General von Watter greift ein. Jagd auf Max Hölz.

Z62/12

DIE
CIGARETTE,
DIE UNS
FREUDE
MACHT

MURATTI PRIVAT




Lose Vögel bevorzugen
Ehe
auf
Zeit

TIERE

Sind Tiere Mustergatten? Keineswegs alle. Die Geschichte von der Treue der Störche ist ein Märchen, und Tauben schnäbeln längst nicht immer. Dagegen sind Rabeneltern ihrem schlechten Ruf zum Trotz vorbildliche Erzieher und Eheleute. In seinem neuen Buch räumt der Tierschriftsteller Herbert Wendt mit vielen falschen Vorstellungen auf. Er legt dabei die Ergebnisse des jüngsten Zweiges der Tierpsychologie — der Verhaltensforschung — zugrunde. Wendt beschäftigt sich auch eingehend mit merkwürdigen Ehesitten mancher Vogelarten.*

Wer das Märchen vom Storchengericht erfunden hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich stammt es bereits aus den Tagen der Antike. Irgendein Grieche mag beobachtet haben, wie Störche einen kranken oder schwachen Artgenossen tothackten — das geschieht zuweilen, wenn diese großen Vögel sich im Spätsommer zum Flug nach Süden versammeln. Aber da der Beobachter als Kind seiner Zeit menschliche Sitten und Moralbegriffe auf die Tierwelt übertrug, meinte er, es handele sich bei dem getöteten Storch um ein Weibchen, das Ehebruch begangen habe und daraufhin von einem Storchengremium verurteilt und hingerichtet worden sei.

Gerade die Störche müssen ständig dazu herhalten, den Menschen vor Augen zu führen, wie eine musterhafte Ehe beschaffen sein soll und welche Strafe denjenigen Partner trifft, der sich moralisch versündigt.

Die Land- und Dorfbewohner sahen alljährlich im Frühjahr auf dem Nest, das seit Menschengedenken von einem Stor-

* Herbert Wendt: ›Das Liebesleben der Tiere‹, Rowohlt-Verlag, Reinbek bei Hamburg, 360 Seiten, 19,80 Mark

Lose Vögel bevorzugen Ehe auf Zeit

Das Storchenmännchen bezieht im Frühjahr ein Nest und nimmt die erstbeste Störchin zur Frau. Bemüht sich ein anderes Storchenweibchen um den Platz, muß es mit der Nebenbuhlerin kämpfen. Der Storch schaut derweil gelassen zu und behält die Siegerin als Frau.

chenpaar besetzt war, zunächst nur einen Storch eintreffen. Eine bis zwei Wochen darauf erschien dann ein zweiter, wurde durch freudiges Schnabelklappern begrüßt und ging mit dem ersten eine Ehe ein.

Niemand zweifelte daran, daß es immer das gleiche Paar sei, das sich viele Jahre hindurch treu auf dem gewohnten Brutplatz einfinde. Eine Lebensgemeinschaft also wie die Ehe des Menschen. Und wo solche Treue herrscht, da muß es — entsprechend den menschlichen Verhältnissen — auch Untreue geben, der die Strafe auf dem Fuße folgt.

Leider ist nichts von alledem richtig. Seit der dänische Schullehrer Hans Christian Cornelius Mortensen ab 1898 die Methode der Beringung in die Vogelforschung eingeführt hat, um den individuellen Wanderwegen der Vögel auf die Spur zu kommen, stürzten alle rührenden und moralisierenden Storchgeschichten wie Kartenhäuser zusammen.

Es zeigte sich, daß keineswegs immer das gleiche Paar am gleichen Nest eintrifft und daß die Störche keine Musterehe auf Lebenszeit führen.

Der erste Ankömmling ist stets ein Männchen, in vielen Fällen sogar tatsächlich jenes Männchen, das auch in den Vorjahren dort genistet hat. Denn der Storch ist dank seines hervorragenden Orientierungssinnes in der Lage, das einmal benutzte Brutrevier nach seiner Rückkehr aus dem Süden mühelos wiederzufinden. Hat jedoch ein früher erschienenes Storchenmännchen, das in diesem Frühjahr gerade fortpflanzungsfähig geworden ist, den Horst eher entdeckt und sich — manchmal nach einigen Auseinandersetzungen — dort behauptet, dann muß der Vorjahresbesitzer weichen und einen anderen Platz suchen.

Etwas später kommen dann die Weibchen an und halten Ausschau nach Nestern, die von Männchen besetzt sind. Der Storch begrüßt und akzeptiert das erstbeste Weibchen, das sich bei ihm sehen läßt — ob es nun die Frau vom Vorjahr ist oder nicht. Beringungsversuche haben ergeben, daß sich längst nicht alle

Brutpaare vom vergangenen Jahr erneut zusammenfinden. Der Storch kann in einem Jahr eine rotberingte Frau sein eigen nennen, im nächsten Jahr eine blauberingte und im übernächsten eine ohne Ring. Er interessiert sich nicht für das Individuum, sondern für das Nest, für das Brüten und für die Aufzucht der Jungen.

Wer dabei seine Partnerin ist, das kümmert ihn nicht. Und umgekehrt fahndet die heimkehrende Störchin nicht nach einem bestimmten Mann, sondern nach irgendeinem männlichen Storch, der im Besitz eines Nestes ist und mit ihr brüten will.

Auf dem Nest gibt es dann zuweilen Streitigkeiten, wenn ein dritter Storch erscheint, bevor das Brüten beginnt, und sich in die Ehe einmischt. Das mag dann Anlaß zur Fabel vom Ehebruch der Störchin gegeben haben. Man hielt den Neuankömmling für ein Männchen, einen Casanova, der die Storchenfrau verführen wolle; und man glaubte, die oft ziemlich fürchterlichen Kämpfe, die sich dann auf dem Nistplatz abspielen, seien teils Duelle zwischen dem legalen Ehemann und dem Verführer, teils aber auch Strafmaßnahmen des Gatten gegen seine leichtfertige Frau.

Doch auch dies ist eine Fehldeutung. Die Eindringlinge sind nie männlichen Geschlechts, sondern immer Weibchen, die noch



Schwalben sind fürsorgliche Eltern. Sobald aber die Brut flügge ist, suchen sie sich neue Partner.



Lose Vögel bevorzugen Ehe auf Zeit

Vogelhäusern des Berliner Zoos zur Paarbildung und Nachzucht gebracht hat, spricht in solchen Fällen von einer Saison-Ehe.

Schwalben, Siedlersperlinge und andere Vögel, die in großen Nistkolonien zusammen leben, kommen dem naiven Betrachter besonders treulos vor. Denn sobald ein Pärchen seine Jungen großgezogen hat und zur neuen Brut schreitet, halten die Ehepartner unter den anderen Paaren Umschau, um festzustellen, ob sie sich nicht Abwechslung verschaffen können. In vielen Fällen erfolgt dann auch ein Partnertausch.



Ein fremder Erpel verfolgt die Ente. Der angetraute Erpel fliegt hinterdrein. Freilich nicht, um seiner Frau zu helfen – er will sie nicht aus den Augen verlieren.

Oben: Papageien sind meist liebevolle und treue Eheleute. Für sie gilt das Wort: » . . . bis daß der Tod euch scheidet.« Zoologen nennen darum einige afrikanische Papageienarten ›Liebesvögel‹. Unten: Ehen auf Lebenszeit führen auch Schwäne. Oft finden die Paare schon als Jungtiere zusammen – sie erleben dann eine regelrechte Verlobungszeit.



keinen nestbesitzenden Mann gefunden haben. In vielen Fällen handelt es sich um die Gattin vom Vorjahr, die den alten Nistort aufgesucht und dort ein anderes Weibchen vorgefunden hat. Zwischen den beiden Weibchen entwickelt sich dann ein Zweikampf um Nest und Mann, dem der männliche Storch ohne Anteilnahme zusieht. Ihm ist es gleichgültig, wer gewinnt. Die Hauptsache ist für ihn, daß er eine Partnerin hat — ohne Ansehen der Person.

Was für die Storchenehe gilt, das gilt auch für die Ehe der meisten Singvögel. Die Keimdrüsen der Vögel schwellen zur Fortpflanzungszeit stark an, bilden sich aber nach Abschluß dieser Zeit so zurück, daß sie kaum mehr feststellbar sind. Außerhalb der Fortpflanzungsperiode sind die Vögel damit so gut wie geschlechtslos.

Der große Vogelkenner Oskar Heinroth, der sich zusammen mit seiner Frau Katharina ein Leben lang den Paarungs- und Brutgewohnheiten der Vögel gewidmet und unzählige Vogelarten in seinem eigenen Heim und in den

Doch auch dieses ›changez-les-femmes‹ hat Heinroth gedeutet: »Die Hauptsache ist, daß die Art erhalten bleibt, daß also in jedem Jahr acht bis zehn Junge aufgezogen werden. Denn gerade die Schwalben sind durch Wetter oder Feinde arg bedroht. In jedem Jahr sterben viele hinweg, für die Ersatz geschaffen werden muß. Mit wem die einzelne Schwalbe sich jedesmal paart und die Jungen aufzieht, spielt keine Rolle; es muß nur schnell geschehen, denn der Sommer ist kurz, und in der Winterherberge wird nicht gebrütet, sondern gemausert. Vielleicht hängt diese sogenannte Treulosigkeit auch damit zusammen, daß die beiden Gatten der ersten Brut nicht sogleich wieder brünstig werden. Jeder von beiden sucht sich dann einen neuen Genossen, wenn er gerade wieder in der richtigen Stimmung ist. Jedenfalls wissen wir aus tausendfachen Schwalbenberingungen, daß unter den Ehepartnern ein häufiger Wechsel stattfindet.«

Dennoch brauchen wir nicht alle die vielen guten Illusionen, die wir uns über die Vogelwelt gemacht haben, preiszugeben. Es

gibt eine große Anzahl von Vögeln, die in der Tat eine Dauerehe führen. Das hängt mit bestimmten Lebensgewohnheiten, die bei diesen Arten üblich sind, zusammen.

Zwei Gruppen lassen sich hier unterscheiden. Da sind einmal die standorttreuen Vögel. Bei ihnen bleibt das Paar das ganze Jahr über im Brutrevier und betrachtet das Nest als Zentrum seines Territoriums. Es besteht also für die beiden Partner keine Veranlassung, nach anderen Ehemöglichkeiten auszuschauen. Sie haben sich gefunden und können froh sein, daß sie dadurch der Mühe enthoben sind, sich periodisch auf die mühselige und oft recht ungewisse Suche nach einem Gefährten zu begeben.

Die andere Gruppe setzt sich aus jenen Vögeln zusammen, die ihre Jungen fast ein Jahr lang führen und betreuen. Infolge dieser ausgedehnten Kinderfürsorge ist bei ihnen das Paar noch im Frühjahr, wenn die neue Brutperiode einsetzt, beisammen; es kann also unmittelbar nach dem Selbständigwerden des Nachwuchses wieder mit der Paarung und dem Nestbau anfangen.

Hier geht eigentlich eine Ehe nahtlos in die andere über. Männchen und Weibchen haben einen Fortpflanzungszyklus beendet und beginnen sofort mit dem nächsten. Das ist vor allem bei den Gänsevögeln der Fall. Ihr Eheleben gilt in den Augen der Menschen als besonders vorbildlich.

Treu bis in den Tod

Graugänse und Schwäne schließen sogar manchmal Ehen auf Lebenszeit. Der junge Graugänserich nähert sich noch vor der Geschlechtsreife einem Familientrupp, in dem sich einige heranwachsende Weibchen befinden, und macht einem der Mädchen den Hof. Er wirft der Angebeteten sehnsüchtige Blicke zu, reckt sich hoch, taucht den Hals ins Wasser und vertreibt unter gellendem Geschrei allerlei Getier, das ihn gar nichts angeht — einzig zu dem Zweck, das junge Weibchen zu sich herüberzulocken. Denn allzu nahe darf er sich an die fremde Gänsefamilie nicht heranwagen; er würde schnellstens von den Eltern des begehrten Mädchens verjagt werden.

Wenn er es fertigbringt, die junge Dame so zu bezaubern, daß sie der Familie entrinnt und zu ihm übergeht, dann ist der Bund fürs Leben geschlossen. Nun haben auch die Eltern nichts mehr gegen den Freier.

Der Gänserich bewacht und verteidigt seine Frau in rührender Weise, hilft getreulich mit, alljährlich eine Kinderschar nach der anderen aufzuziehen, und bleibt ihr bis zum Tode treu. Verwitwete Gänseriche und Gänseweibchen erwählen sich häufig keinen neuen Gefährten mehr, sondern verbringen den Rest ihres Lebens als Einzelgänger.

Auch bei den standorttreuen Vögeln gilt in einigen Fällen das Wort: »... bis daß der Tod euch scheidet!«

Adler, Raben, einige Eulen und viele Papageien halten fest an dem Partner, den sie einmal gewählt

Lose Vögel bevorzugen Ehe auf Zeit

haben. Gerade bei Raben und Papageien kommt es deshalb auch vor, daß sich einzelne Individuen besonders eng an den Pfleger anschließen. Der Vogel betrachtet den Menschen dann als Ersatz-Ehepartner, krault ihn und läßt sich von ihm kraulen, möchte ständig mit ihm zusammen sein und trauert dahin, wenn sein Besitzer gestorben ist.

Einige kleine Papageienarten aus Afrika, die bei Vogelhaltern ihres innigen Ehelebens wegen besonders beliebt sind, werden von den Zoologen deswegen Agaporniden, ›Liebesvögel‹, und von den Tierhändlern Inséparables, ›Unzertrennliche‹, genannt. Tauscht man bei im Käfig lebenden ›Unzertrennlichen‹ die Partner aus, so widmen sich die ›Liebesvögel‹ den neuen Gefährten entweder erst nach einer lan-



Graugans-Idyll. Im Familienleben sind alle Gänse vorbildlich.

gen Trauerzeit oder gar nicht. Aber die Inséparables stehen damit nicht allein. Andere Papageienarten handeln ähnlich und wollen nach dem Verschwinden ihres Gatten von seinem Ersatz zunächst nichts wissen.

Bevor Vögel, die eine Dauerehe führen, ihre eigentliche Hochzeit vollziehen, machen sie oft eine regelrechte Verlobungszeit durch. Wie bei den Graugänsen und Schwänen, so finden sich auch bei Eulen, Dohlen und Papageien die Paare lange vor der Geschlechtsreife zusammen. Bei den Dohlen dauert die Verlobung wie bei den Gänsen etwa ein Jahr, erst dann schreiten die Brautleute zur Paarung und Brut.

Es handelt sich, wie der Begründer der modernen Verhaltensforschung, Professor Konrad Lorenz, sagt, um ein richtiges Sich-Verlieben zweier biologisch noch kindlicher Vögel: »Plötzlich ist die große Liebe da, von einem

Tag auf den anderen — und zwar, wie beim Menschen, manchmal ganz typisch ›auf den ersten Blick‹. Das jungverlobte Paar bildet eine innige Schutz-und-Trutz-Gemeinschaft; jeder tritt geradezu rührend für den anderen ein. Fast dauernd, in maximaler Imponierhaltung, kaum je weiter als einen Meter voneinander entfernt, wandeln sie durchs Leben. Es sieht aus, als seien sie mächtig stolz aufeinander, wie sie so Seite an Seite gravitätisch dahinschreiten, das Kopfgefieder stärkstens gesträubt, so daß die schwarzen Samtkäppchen und die hellgrauseidenen Nacken zu schöner und lebhafter Wirkung kommen. Jeden Leckerbissen, den das Männchen findet, steckt es dem Weibchen zu; und das Weibchen nimmt die Gabe mit der Bettelgebärde eines Jungvogels hin. Überhaupt vernimmt man in ihrem Liebesgeflüster kindliche Laute, die erwachsene Dohlen sonst nicht haben.«

Dieser Liebesbund findet keineswegs ständige Auffrischung durch geschlechtliche Intimität; denn damit hat es bei den Verlobten noch eine ganze Weile Zeit.

Professor Lorenz konnte viele Jahre lang unzählige Dohlenverlobungen bis zur Hochzeit verfolgen. Nur eine einzige ging ganz zu Beginn der Paarbildung in die Brüche.

»Die Schuld an diesem Fehlschlag trug«, wie Lorenz erzählt, »eine andere, überdurchschnittlich temperamentvolle junge Dohlendame.« Der gleiche Grund also, aus dem auch menschliche Verlobungen auseinandergehen können.

Aber im Gegensatz zu vielen menschlichen Ehepaaren steigert das Dohlenpaar seine Zärtlichkeiten und Liebesbeweise noch im Verlauf der Ehe: »Auch nach vielen Ehejahren füttert das Männchen sein Weibchen genauso zärtlich, findet das Weibchen noch dieselben leisen, vor innerer Erregung zitternden Töne der Liebe — wie im ersten Frühling, der bei den Dohlen auch der erste des Lebens war.«

Enten verloben sich häufig im Herbst, verbringen den Winter zusammen und legen dann im Frühjahr ihr Hochzeitskleid an. Vom März bis zum Mai sieht man dann häufig, wie über den Weihern der Stadtparks drei Enten hintereinanderher fliegen — voran das Weibchen, dicht dahinter zwei Männchen. Das Weibchen stößt angstvolle Quäkrufe aus, die Männchen verfolgen es oft längere Zeit. Wer die Entenliebe nicht kennt, der meint bei diesem Anblick, eine fortpflanzungsreife Ente werde von zwei konkurrierenden Erpeln getrieben.

Doch in Wirklichkeit wird eine treue Gattin von einem fremden Erpel gejagt. Und der Dritte im Bunde ist der rechtmäßige Ehemann, der sich der Jagd anschließen muß, damit er die Frau hernach auch wiederfindet. Sonst schützt der Ehemann sein Weib nicht vor dem Überfall.

Die Ente aber tut alles, um dem Verfolger zu entkommen. Sie beschleunigt ihren Flug, verbirgt sich im Gesträuch oder wehrt sich, wenn der Fremdling sie doch erwischen konnte, bis zur letzten Erschöpfung. Es hat sogar schon Entenweibchen gegeben, die sich von fremden Erpeln ertränken ließen, weil sie den Zudringlichkeiten der Gewalttäter nicht nachgeben wollten.

Wenn zwei Verliebte unserer eigenen Spezies besonders nett zueinander sind, dann benehmen sie sich, wie das Sprichwort sagt, ›zärtlich wie die Tauben‹. Aber gerade die Tauben sind alles andere als sanfte, liebevolle, treue Ehegatten.

Mißtrauische Tauber

Es sieht zwar sehr hübsch aus, wenn ein Taubenpaar zusammensitzt, gurrt, sich gegenseitig das Gefieder krault, und wenn die Täubin vom Tauber geschnäbelt wird. Aber sonst hat das Weibchen bis zur Brut ziemlich unter seinem Mann zu leiden. Er folgt der Gattin auf Schritt und Tritt, hackt nach ihr, wenn sie eine Ruhepause einlegt, um etwas zu fressen, und wird erst dann zärtlich, wenn sie brav zu Hause im Taubenschlag sitzt und sich nicht in der Nähe anderer Tauben herumtreibt. Allerdings hat er auch allen Grund für dieses Mißtrauen.

Jeder fremde Tauber balzt nämlich alle Weibchen an, die sich in seiner Nähe aufhalten. Das ist ein ganz mechanischer Reflex. Der Tauber will im Grunde nichts von der Dame.

Heinroth sagte einmal sehr treffend, das Anbalzen bedeute ungefähr das gleiche wie unser »Guten Tag, gnädige Frau!« Die gnädige Frau jedoch pflegt solche Situationen gern auszunutzen, wenn ihr rechtmäßiger Herr und Gebieter sie einmal vernachlässigt.

Es ist also nichts mit der Treue der Tauben. Es ist auch nichts mit der Legende von den ›Rabeneltern‹; denn gerade Raben sind besonders liebevolle Ehegatten und Kinderpfleger. Die Vogelehe kann die verschiedensten Formen annehmen, und meistens stimmt die Wirklichkeit nicht mit dem überein, was der Volksmund sagt.

Das eine Ehe-Extrem verkörpern wohl die Spechte, bei denen Männchen und Weibchen nach Heinroth dauernd auf Kriegsfuß stehen und es gräßlich finden, daß zum Fortpflanzungsgeschäft noch ein zweiter Vogel nötig ist.

Das andere Extrem lassen die Kakadus erkennen, bei denen das Paar auch außerhalb der Fortpflanzungszeit so eng wie möglich zusammensitzt, sich mit den Flügeln umarmt und innige Schnabelküsse austauscht.



Tauben turteln nicht nur – Taubenfrauen haben oft nichts zu lachen.

Fotos: Walter Wissenbach, Georg Quedens, Laenderpress, Okapia

GLÜCKSBURG
FLENSBURG
SCHLESWIG
KIEL
LÜBECK
WISMAR
ROSTOCK
STRALSUND
JEVER
HAMBURG
ELBE
MÖLLN
SCHWERIN
FRIEDLAND
STETTIN
OLDENBURG
EMDEN
BREMEN
LÜNEBURG
STENDAL
BERLIN
OSNABRÜCK
HANNOVER
HAMELN
BRAUNSCHWEIG
POTSDAM
MÜNSTER
DETMOLD
GOSLAR
MAGDEBURG
COTTBUS
DORTMUND
DÜSSELDORF
WITTENBERG
LEIPZIG
MEISSEN
NEISSE
KÖLN
BONN
PADERBORN
WEIMAR
EISENACH
DRESDEN
EIFEL
FRANKFURT
ERFURT
FREIBERG
MAINZ
TRIER
MAIN
WÜRZBURG
BAYREUTH
BAMBERG
W
O
S
SPEYER
HEIDELBERG
NÜRNBERG
REGENSBURG
STUTTGART
ULM
AUGSBURG
DONAU
FREIBURG
SIGMARINGEN
LANDSBERG
MÜNCHEN
REICHENAU

1cm-15km
60km
1: 1500 000

Zeichnung: Wolfgang Götze

Was ist des Deutschen Vaterland?

fragte vor 150 Jahren Ernst Moritz Arndt. Vor seinen Augen lagen vergewaltigte und zerstückelte deutsche Länder und Landschaften — Fragmente einer Nation. Sein Freund, der Reichsfreiherr vom Stein, antwortete aus seinem russischen Exil: »Ich habe nur ein Vaterland und das heißt Deutschland!« Heute, 17 Jahre nach dem Ende des unglückseligen zweiten Weltkrieges, stellt sich jene Frage erneut. Wollen, dürfen und können wir auch jetzt im Geiste des Freiherrn vom Stein antworten? Chruschtschow und Ulbricht planen die Teilung Deutschlands und die Trennung der Deutschen durch Stacheldraht, Bunker und Mauer. Angesichts von 17 Millionen Deutschen im größten Konzentrationslager der Weltgeschichte fragen wir uns beklommen:

Was ist heute die deutsche Nation?

Chruschtschow und Ulbricht sprechen nicht mehr von einem Deutschland, sondern nur noch von zwei deutschen Staaten. Sie übersehen, daß es rechts und links der Elbe nur ein Volk gibt, das durch Abstammung, durch eine Sprache, durch eine Kultur und durch ein gemeinsam erlebtes Schicksal von der Geschichte zu einer Nation geformt wurde, die — hätte das Volk drüben das Grundrecht der Selbstbestimmung — die rote Nachfolge Hitlers hinwegfegen würde, um den Weg in die größere Heimat Europa zu finden. KRISTALL-Reporter fotografierten in den letzten Wochen zwischen Oder und Rhein. Sie fotografierten Rügen, Usedom, Ost-Berlin, den Spreewald, Luthers Wartburg, Dresden, Leipzig, den Brocken. Unter dünner und bröckliger roter Tünche entdeckten sie, daß alle Deutschen gemeinsam ein Vaterland haben: Es heißt

DEUTSCHLAND

Im nächsten Heft präsentiert Ihnen KRISTALL auf 12 Farbseiten den ersten Bericht von einer

Reise ohne Stacheldraht

TREFFPUNKTE

Puppenspiel. Zahlreiche Marionetten-Theater werden sich an den Bochumer Puppenspieltagen vom 6. bis 11. November beteiligen. Vom 10. bis 12. November wetteifern Laienspieler um den mit 5000 Mark dotierten Preis der Stadt Bochum.

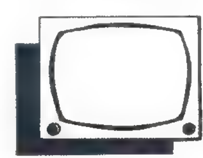
Die Gerhart-Hauptmann-Festwoche der Kölner Bühnen wird am 15. November im Kölner Gürzenich mit einer Festrede des Dramatikers Carl Zuckmayer eröffnet. Neben Gastspielen des Wiener Burgtheaters, des Berliner Schiller-Theaters und des Hamburger Schauspielhauses stehen Aufführungen Kölner Bühnen auf dem Programm. Anlaß der Festwoche ist der 100. Geburtstag Gerhart Hauptmanns am 15. November.



MUSIK

Uraufführung. ›Fünf Orchesterlieder op. 38‹ von Giselher Klebe werden unter der Leitung von Hans Rosbaud während der Donaueschinger Musiktage (20. und 21. Oktober) uraufgeführt. Den Solopart singt Eva Bornemann (Alt).

Die Deutsche Oper Berlin feiert am 7. November den 50. Jahrestag der Gründung des Deutschen Opernhauses Charlottenburg, das während des Krieges zerstört wurde, später wiedererrichtet und im September 1961 als Deutsche Oper wiedereröffnet wurde. Gustav Rudolf Sellner inszeniert zum Jubiläum die Oper ›Fidelio‹ von Ludwig van Beethoven.



FERNSEHEN

›Hessen in unserer Zeit‹, eine Fernsehreihe des Hessischen Rundfunks, wird künftig wöchentlich, und zwar donnerstags um 18.25 Uhr im 1. Programm gesendet. Bisher wurde die Sendung nur jede zweite Woche ausgestrahlt.

›Eugen Onegin‹, Oper von Peter Tschaikowski, wird im Winterhalbjahr aus der Bayerischen Staatsoper übertragen. Die Inszenierung stammt von Rudolf Hartmann; die Titelrolle singt Hermann Prey (1. Progr.).



BÜCHER

Saftig, kräftig, bunt wird ›Ippolita‹, der Roman einer frigiden, geizigen, aber lebenstüchtigen Landfrau, die zur reichen Gräfin aufsteigt, durch die Nebenfiguren. Ihr deutscher Mann, der riesige, sympathische Schürzenjäger, Haudegen und Spaßvogel, sein posthumer schöner Sohn, Landleute, Exzellenzen, Liebesgeschichten, Intrigen, Verwandtenklatsch — ein lebendig und vorzüglich geschriebenes Buch von Alberto Denti, Herzog von Pirajno. (Winkler-Verlag, München, 445 S., 19,80 Mark.)

Zum Konzil. Eine schwierige Materie romanhaft dargestellt: Horst Dallmayrs historische Reportage über ›Die großen vier Konzilien‹ des vierten und fünften Jahrhunderts, auf denen die für die Protestanten und

Kristall TIPS

Marionetten-Bühnen wetteifern in Bochum.

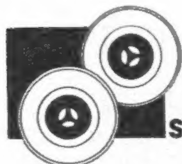
Jubiläum mit Beethovens ›Fidelio‹.

Adlerblick verrät den Skorpion-Geborenen.

Katholiken grundlegenden Dogmen durchgesetzt wurden. (Kösel-Verlag, München, 275 Seiten, 14,80 Mark.) Einen eindrucksvollen Bild-Bericht über Stätten und Persönlichkeiten der historischen Konzilien gibt Leonard von Matt in dem großformatigen Band ›Das Konzil‹. Der knappe Einführungstext des Jesuiten Burkart ermöglicht einen schnellen, zuverlässigen Überblick. (Echter-Verlag, Würzburg, 20 Seiten und 89 Bildtafeln, 14,80 Mark.)

Vier Kriminalgeschichten von Dorothy Sayers versetzen den Liebhaber dieser Richtung viermal in genußvolles Gruseln. Gehobene Kost: ›Die Leopardendame‹. (Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins, Tübingen, 122 Seiten, 7,80 Mark.)

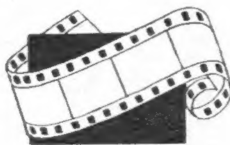
Moderne Architektur. Klug und beinahe liebevoll abwägend zeichnet der Amerikaner Peter Blake die Porträts von ›Drei Meisterarchitekten‹, die für die Architektur unserer Zeit neue und inzwischen überall spürbare Maßstäbe gesetzt haben: Le Corbusier, Frank Lloyd Wright und Mies van der Rohe. Der ausgezeichnet informierende Text wird durch sorgsam gewählte Fotobeispiele ergänzt. Eine packende Lektüre, die nicht zuletzt dem interessierten Laien die Werke dieser schöpferischen und so gegensätzlichen Architekten nahebringt. (R. Piper & Co. Verlag, München, 372 Seiten, 106 Abbildungen, Paperback, 12,80 Mark.)



SCHALLPLATTEN

Die ›Feuerwerksmusik‹, von Georg Friedrich Händel komponiert, wurde schon bei der Generalprobe im Londoner Green Park von 12 000 Engländern bejubelt. Sie ist weder ›leichte‹ noch ›ernste‹, sondern allein ›gute‹ Musik. Das im besten Sinne volkstümliche Konzert für Militärblasorchester wurde auf dieser Platte erstmals wieder historisch korrekt aufgenommen — mit alten oder rekonstruierten Instrumenten. Dirigent: August Wenzinger. (Archiv-Produktion, 25 Mark.)

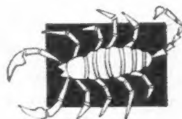
Maurice Ravel mochte den Ausdruck ›Meisterwerk‹ nicht. Sagen wir also: Ein wunderbares Stück Musik ist sein ›Trio a-moll für Klavier, Geige und Cello‹, über dessen farbigem Klang die Melodie triumphiert. Worum sich Ravel (1875—1937) bemüht hat, ist mit dieser Aufnahme erreicht worden: Die Balance zwischen Streichinstrumenten und Klavier, sehr durchsichtig gespielt von Yehudi Menuhin (Violine), Gaspar Cassado (Cello) und Louis Kentner (Klavier). — Bemerkenswert ist der Kommentar auf der Plattentasche. (Electrola, 15 Mark.)



FILM

Apokalypse. Weit besser gelang dem Regisseur Vincente Minelli vor zehn Jahren ›Ein Amerikaner in Paris‹ als jetzt die Erlebnisse eines Deutschen in Paris. Karlheinz Böhm spielt den deutschen SS-Offizier so, daß Kaiser Franz Joseph durch die Uniform schimmert. Der Film ›Die vier Apokalyptischen Reiter‹ schildert im besetzten Paris den Zusammenprall zweier Vettern, von denen der eine auf deutscher Seite, der andere (Glenn Ford) auf seiten der französischen Widerstandskämpfer steht. Mondschein und schluchzende Geigen überdecken die scharfe Antikriegstendenz des Spaniers Vicente Blasco-Ibáñez, nach dessen Buch der Film gedreht wurde. (USA)

›Nachtzug‹. Ein Arzt, eine liebeskranke Frau, ein Mörder sind unter vielen anderen die Reisenden in einem Schlafwagen. Sie treffen sich zufällig, erfahren vom Leid des anderen, verstehen ihre Nöte scheinbar und erkennen dann doch, daß sie im Grunde allein durchs Leben gehen müssen — verfolgt von Vorurteilen, abhängig vom Zufall. Ihnen bleibt nur die Hoffnung, auch wenn sie immer wieder trügt. Ein Film mit der Symbolkraft, Geschlossenheit, Ehrlichkeit und melancholischen Hoffnungsfreude, wie sie auch schon die beiden Filme ›Asche und Diamant‹ und ›Der Kanal‹ auszeichneten. (Polen)



ASTROLOGIE

›Schuld und Sühne‹, ›Die Dämonen‹, ›Aufzeichnungen aus einem Totenhaus‹, ›Die Erniedrigten und Beleidigten‹, ›Aufzeichnungen aus dem Kellerloch‹, — diese Titel von Werken des ›Skorpions‹ Dostojewski sollen aufschlußreich sein für das düstere, problematische Innenleben der Skorpion-Menschen (Geborene vom 24. 10. bis 22. 11.). Zwiespältig, zwischen hochfliegenden Idealen und dunklen Trieben hin- und hergerissen, ein Sinnenmensch mit vulkanischem Temperament, ständig durchwühlt von Leidenschaften, die oft lange in ihm schlummern, unerschrocken im Leben und dem Tode gegenüber, rebellisch, dynamisch und aggressiv, zu stolz und zu selbstherrlich, um sich unterzuordnen, Liebe auf den ersten Blick, die jäh in Haß umschlagen kann, von faustischem Erkenntnisdrang erfüllt, äußerlich an der ausgeprägten Nase, am Adlerblick und dem schmerzhaften Händedruck erkennbar, — so wird er beschrieben. Berühmte Skorpione: Luther, Schiller, Moltke, Rommel, Picasso und Nehru.

Leute heute

● **Willy Brandt**, 48, Berlins Regierender Bürgermeister, erinnerte im Namen des Deutschen Städtetages die Bundesgesundheitsministerin, **Dr. Elisabeth Schwarzhaupt**, 61, an die Erfüllung einer wichtigen Amtspflicht. Er übersandte ihr einen Lärmpegelmesser, der — nach seinem Kommentar — die Ministerin in die Lage versetzen soll, sich von dem immer unerträglicher werdenden Lärm zu überzeugen und im Kampf gegen die Lärmerzeuger Beweismaterial zu sammeln.



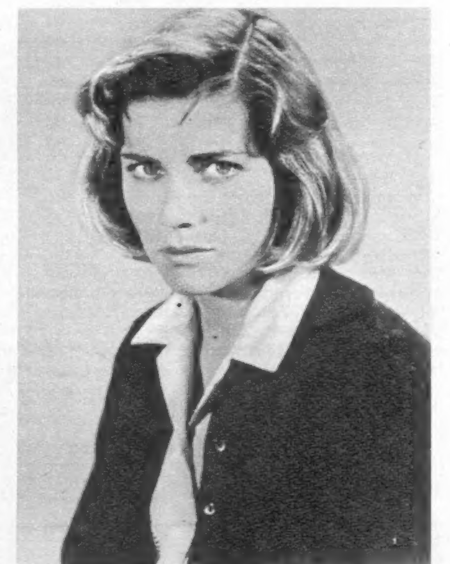
● **Gustaf VI. Adolf**, 79, König ›der Schweden, Goten und Wenden‹, konnte sich als erster europäischer Monarch in einer Spielfilmrolle bewundern. Er besuchte die Premiere des Märchenfilms ›Nils Holgerssons wunderbare Reise mit den Wildgänsen‹ (nach Selma Lagerlöfs Buch), in dem er vom Stockholmer Schloß aus zu Däumling Nils und den Wildgänsen hinaufwinkt.

● **Karl Skytte**, 54, sozial-liberaler Landwirtschaftsminister von Dänemark, dem Land mit dem größten Butter-, Eier- und Speckexport der Welt und dem modernsten Agrarwesen Europas, gibt sich als Gutsherr, Wasserburgbesitzer und dänischer Reichsjägermeister betont konservativ. Bei ländlichen Lustbarkeiten erscheint er — wie hier auf der Insel Fünen bei einem Erntefest mit Tanz auf der Tenne — in altdänischer Bauerntracht.

● **Robert Margulies**, 54, freidemokratisches Bundestagsmitglied, machte nach einjährigem Bestehen des von seinem Parteifreund Walter Scheel geleiteten Ministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit die verblüffende Rechnung auf, daß neue Ministerien keine neuen Ausgaben verursachen. Der Verwaltungsapparat für eine Aufgabe bleibe stets der gleiche, ob er nun als eine Abteilung oder als eigenes Ministerium bestehe.

● **Hermann Schmitt-Vockenhausen**, 39, im hessischen Groß-Gerau gewähltes SPD-Bundestagsmitglied, warnte in einer Diskussion über die aufgeblähte bundesrepublikanische Bürokratie (21 Kabinettsmitglieder — gegenüber nur zehn in den USA — und in den Bundesministerien 14 000 Beamte und Angestellte) vor der Tendenz, »den Behörden den Automatismus eines Kaninchenstalles zuzuschreiben und die Beamten für die Vermehrung ihrer Zahl selbst verantwortlich zu machen. Jede Behörde hat ihren Leiter und jedes Ministerium seinen Minister, der dafür sorgen sollte, daß soviel Beamte wie nötig vorhanden sind, aber nicht mehr.«

● **Dr. Charles Robert Claxton**, 58, anglikanischer Bischof von Blackburn, beantragte seine Aufnahme in die englische Gewerkschaft der ungelernten Arbeiter. In seinem Gesuch verspricht er fleißigen Besuch der Versammlungen und aktive Mitarbeit. Als Gewerkschaftsmitglied hat der Bischof wöchentlich 75 Pfennig Beitrag zu zahlen. Dafür erhält er bei Streik oder Aussperrung pro Woche 45 Mark Unterstützung und bei einem tödlichen Arbeitsunfall 5000 Mark Sterbegeld.



● **Dolores Hart**, 23, Hollywoods ›Mädchen ohne Make-up‹ (›Der Inspektor‹), machte sich einer Polizeistreife verdächtig, weil sie auf dem Weg zu Filmaufnahmen mit fleckigem Trenchcoat, ausgetretenen Schuhen und zerrauftem Haar durch London spazierte. Da sie keine Papiere bei sich hatte, bestanden die mißtrauischen Bobbies darauf, sie in ihr Hotel zu begleiten, wo sie sich legitimieren konnte. Dolores: »Dummerweise hatte ich meinen Nerzmantel zu Hause gelassen.«

von Leute morgen

● **Edward (›Ted‹) Kennedy,** 30, jüngster der Gebrüder Kennedy, der nach den im November stattfindenden Wahlen in den amerikanischen Senat einzuziehen hofft, hatte auf seinem Marsch nach Washington eine erste Panne: Präsidenten- und Justizministerbruder Ted wurde von einem Sicherheitsbeamten der Bostoner U-Bahn vom Bahnhof verwiesen, weil er Flugblätter der Demokraten verteilt und einen Menschenauflauf verursacht hatte.


de Gaulle


Erhard


Gerstenmaier


Balke


Brandt


Richter


Deist


Fanfani

● **Charles de Gaulle,** 71, wird erster Präsident der Vereinigten Staaten von Europa (USE), wenn ein politisches Puzzlespiel Wirklichkeit wird, das der dänische Historiker **Erling Bjöl,** 43, in der Kopenhagener Zeitung ›Politiken‹ veranstaltete. Auf der Grundlage europäischer Bevölkerungszahlen und der Parteiengruppierung bildete Bjöl eine Europaregierung. Sechs Deutsche gehören diesem europäischen Wunsch-Kabinett an: **Ludwig Erhard,** 65, als Europawirtschaftsminister, **Eugen Gerstenmaier,** 56, als europäischer Familienminister, der jetzige Bundesatomminister **Siegfried Balke,** 60, als Wissenschaftsminister, **Willy Brandt,** 48, als Propagandaminister, Gewerkschaftsboß **Willy Richter,** 68, als Verkehrsminister und SPD-MdB **Heinrich Deist,** 59, als Staatssekretär für Kartellbekämpfung. Kanzler Konrad Adenauer fehlt in der USE-Regierung, obwohl ihn de Gaulle, wie Bjöl meint, gern als Europakanzler sehen würde. Er scheitert nach Bjöls Rechnung an der Stimme eines Christlichen Volksparteilers aus Norwegen, der von einem katholischen deutschen Europapremier Norwegens Bekehrung zum Katholizismus befürchtet. Premier wird statt Adenauer Italiens **Amintore Fanfani,** 54, dessen Rezept einer ›Öffnung nach links‹ der Europaregierung eine sichere Mehrheit verschaffen soll.

● **Shrimati Indira Gandhi,** 44, Tochter (und einziges Kind) von Jawaharlal Nehru, geistert in Spekulationen indischer Politiker als mögliche Nachfolgerin ihres Vaters nach dessen späterem Ausscheiden aus dem Amt des Regierungschefs. Sie selbst wehrt ab: »Ich lebe nicht gern im Licht der Öffentlichkeit.« Aber ihre Freunde sehen in ihr die sicherste Garantie für die Fortsetzung der von Gandhi und Nehru geprägten neuindischen Tradition. Shrimati Indira (›Die lieblich Anzuschauende‹), einst der erklärte Liebling des Mahatma Gandhi, dem zu Ehren ihr inzwischen verstorbener Mann den Namen gewechselt hatte, lebt seit ihrer Jugend in Gandhis und Nehrus Gedankenwelt. Ihren Vater begleitet sie seit langem rund um den Erdball auf allen seinen Reisen, erfüllt die Pflichten einer indischen First Lady, leitet Reform- und Frauenbewegungen, vertritt Indien in der Unesco und war, weil man sich auf einen männlichen Kandidaten nicht einigen konnte, für ein Jahr Chefin der regierenden Kongreßpartei. Nehrus Tochter würde nicht die erste Regierungschefin eines südasiatischen Landes sein: Seit 1959 regiert — als Schülerin und Nachfolgerin ihres ermordeten Mannes — Sirimavo Bandaranaike den Inselstaat Ceylon.



Was **Leute heute** sagen

● »Dr. Adenauer ist ein sehr alter Mann geworden, und sehr alte Leute mögen es nicht gern, daß sich Dinge ändern, an die sie sich gewöhnt haben. Er hatte sich daran gewöhnt — während der Zeit, da John Foster Dulles Außenminister war —, daß er von den Vereinigten Staaten über alle europäischen Angelegenheiten konsultiert wurde. Nun, das geschieht nicht mehr, und es ist schwer für ihn, sich daran zu gewöhnen. Und die Tatsache, daß er nicht mehr immer als erster gefragt wird, daß wir auch die Engländer und andere europäische Länder konsultieren, macht ihn sehr argwöhnisch. Er glaubt, daß hinter seinem Rücken Dinge arrangiert werden, was nicht zutrifft. Nichts wird hinter seinem Rücken entschieden. Wir unternehmen keinen Schritt, über den wir ihn nicht informieren. Aber er bleibt argwöhnisch und reizbar.« (**Walter Lippmann**, 73, das ›Salz der amerikanischen Presse‹.)

● »Ausländische Zeitungen sind ähnlich wie deutsche Zeitungen. Es steht manches darin, was nicht hundertprozentig richtig ist. Ich drücke mich sehr vorsichtig aus.« (**Konrad Adenauer**, 86.)

● »Wir brauchen die freie Aussprache nicht deshalb, weil die Menschen so weise sind, daß aus ihren Diskussionen unbedingt die Wahrheit hervorbricht. Wir brauchen sie, weil die Menschen so böse sind und auch so borniert, daß sie — sofern ihnen nicht widersprochen wird — ihre eigene Stimme als Gottes Stimme ansehen.« (**Willem Adolf Visser't Hooft**, 62, Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen.)

● »Ich frage mich, ob der Kursrückgang in Wall Street und die Tatsache, daß die Sowjet-Union die Atombombe besitzt, nicht ein Fingerzeig Gottes sind, der zu uns sagt: Bereut eure Sünden, bevor es zu spät ist.« (**Billy Graham**, 43, amerikanischer Evangelist, genannt ›Das Maschinengewehr Gottes‹.)

● »Den ersten Schritt zur Irreligiosität der westlichen Welt taten die Religionen selbst. Indem sie ihre großen Symbole nicht als Symbole, sondern als wörtlich zu nehmende Geschichten verteidigen, hatten sie die Schlacht bereits verloren.« (**Paul Tillich**, 76, aus Deutschland nach den USA emigrierter evangelischer Religionsphilosoph.)

● »Die Wissenschaft ist nicht der Feind der Religion. Jedesmal, wenn es dem Menschen gelingt, einen tieferen Einblick in die Natur zu erhaschen, freuen sich Gott und die Kirche.« (**Stefan Wyszynski**, 61, Kardinal und Primas der katholischen Kirche Polens.)

● »Nach Artikel 22 des Militärreglements ist das Fluchen verboten. Wer flucht, beweist einen Mangel an innerer Bildung.« (**Simon Henrik Visser**, 54, niederländischer Verteidigungsminister, in einem Tagesbefehl an die Soldaten seiner Königin.)

● »Der Weg der Zivilisation ist mit Konservenbüchsen gepflastert.« (**Alberto Moravia**, 54, italienischer gesellschaftskritischer Romancier.)